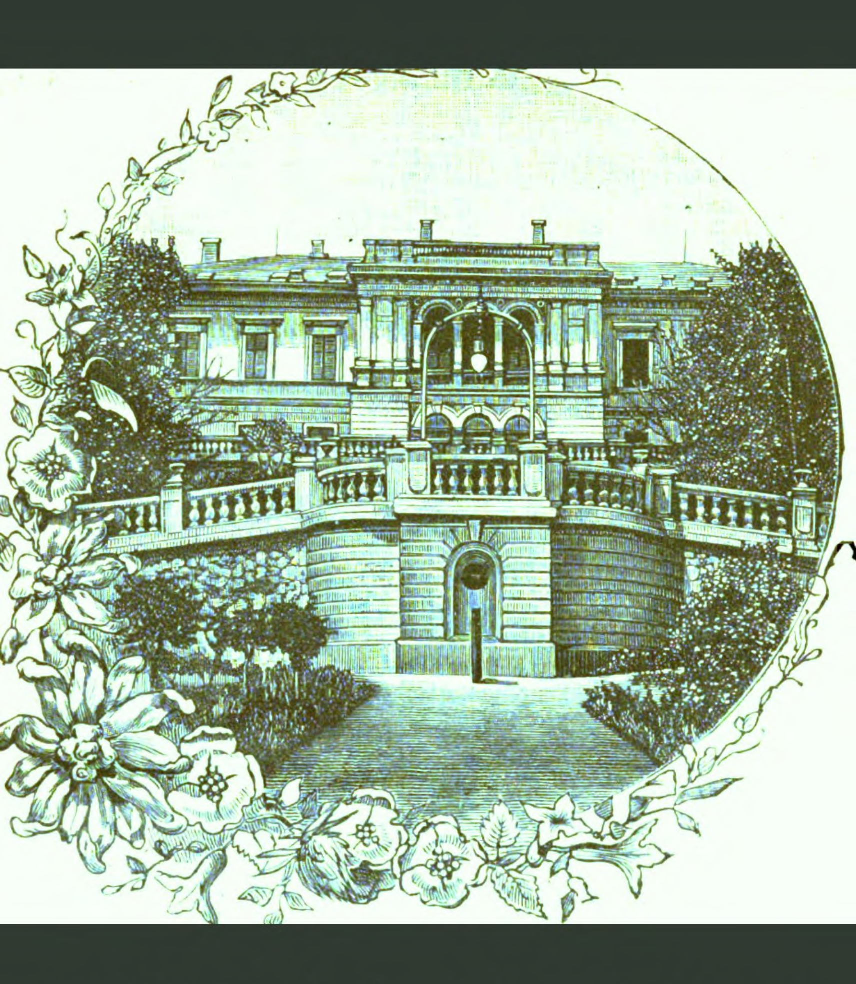


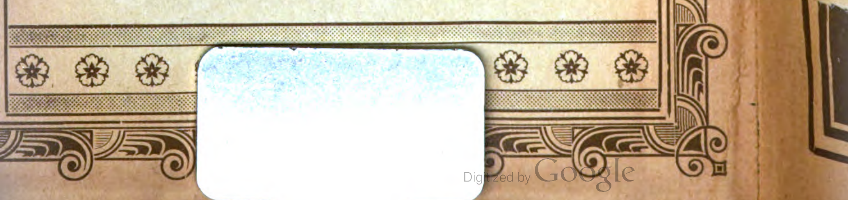
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Ankündigu

Drudck. Aufträge

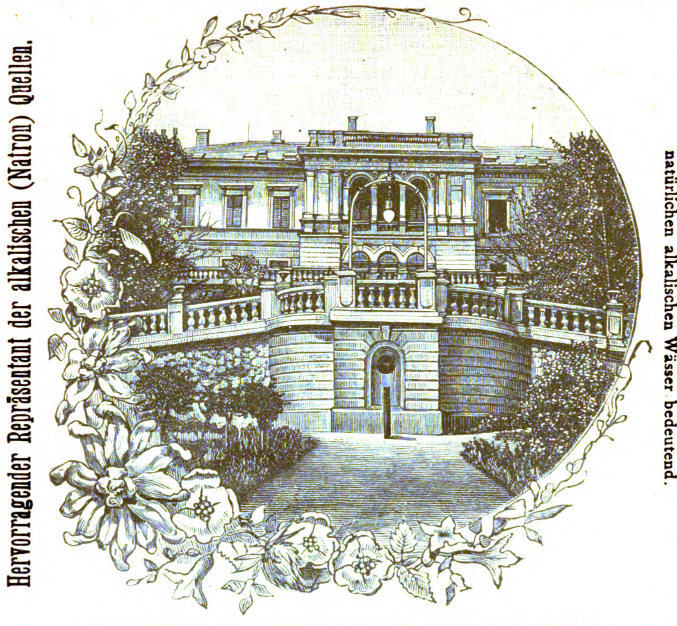
durch die Union D

Aus




EX LIBRIS
N. LEIPZIG.
Chocolade

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!



In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet.

In Flaschen à $^7/_8$ u. $^3/_8$ Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den Mineralwasserhandlungen.

Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken ohne Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

Biliner Verdauungszeltchen.

Pastilles de Bilin.

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



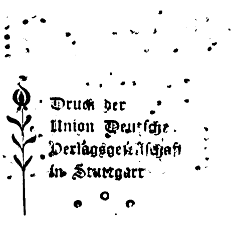
Zu der Erzählung „Mentzels Glück" von Maximilian Böttcher. (S. 85)
Originalzeichnung von Enrico Buffetti.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Achter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Mannigfaltiges:





Ein Wille – ein Weg.

Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn).

(Fortsetzung.)  (Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Es war ein Tag Anfang des Winters, wie geschaffen für Katharine Wollskis Ankunft. Ein klarer, reiner, milder Tag, ein stiller, blauer Himmel, mit ruhig ziehenden, weißen Wölkchen. Ueber Feldern und Gärten, über Hof und Haus war eine reine, weiße Schneedecke gebreitet, die ein klares, freundliches Licht in die düsteren Zimmer warf, welche Uhlensteins bewohnten.

Man hatte noch keinen bestimmten Bescheid, an welchem Tage man sie erwarten konnte. Leona saß am Nachmittag mit ihrem Manne am Kaffeetisch, wo er sich an Butterbrot stärkte, da das Mittagessen, welches vom Inspektorentische herübergeholt werden mußte, eiskalt gewesen war. Phila war nämlich entlassen, und Ulrich wollte in der Zwischenzeit keinen neuen Dienstboten engagieren, um dies Geschäft lieber Katharine zu überlassen, und so behalfen sie sich mit einem der Hofmädchen für grobe Arbeit und dem Essen von drüben. Leona war ganz ver-

zweifelt; dies Essen fand sie in der That ungenießbar. Kartoffeln mit Speck und süße Hafermehlsuppe; hartes Pökelfleisch mit Sauerkohl — es war ihr unmöglich, dergleichen zu genießen, und Leona fing schon an, ärgerlich auf Katharine zu werden, die sie, nachdem sie doch einmal zugesagt hatte, nun so unverantwortlich lange warten ließ.

Ulrich seufzte auf. Der Schreibtisch lag voll von Papieren und Abrechnungen und anderen Schreibereien, und das mußte heute noch erledigt werden. Dann kam das endlose Geschäft des Lohnzahlens, denn es war Sonnabend, und dabei durfte jeder, der etwas zu bitten oder zu klagen hatte, einige Minuten privates Gehör beim Herrn Verwalter fordern. Das dauerte oft bis spät in den Abend hinein, und da konnte man wirklich schlapp werden, wenn man nichts Ordentliches im Magen und auch zum Abendessen nichts Gutes zu erwarten hatte.

Da sprang Ulrich plötzlich in die Höhe und eilte nach dem Fenster.

„Sollte das nicht — ist das nicht Katharine Wollski — sieh doch nur, Leona, da auf dem Hühnerhof, die kleine Dame mit dem Jungen, der den Koffer trägt! Ja, natürlich, das ist sie. Na, Gott sei Dank, endlich ein Ende mit dem Elend!“

Es klang wirklich wie ein Jubelschrei aus tiefstem Herzen.

Leona stand einen Moment sehr unangenehm berührt, obwohl sie selbst ja ebenso empfand, aber sei dem, wie dem sei, wenn der Mann, den man über alles liebt, so entzückt einem anderen weiblichen Wesen entgegenstürzt, so muß das für jede Frau sein Peinliches haben.

Als das junge Mädchen dann aber vor ihr stand, so schlicht und einfach, so ganz als Untergebene, mit dieser schmalen, dürftigen Gestalt, diesen farblosen, unbedeuten-

den Zügen, in denen der freundlich kluge Blick der grauen Augen doch so sympathisch ansprach, da schwand jede Pein in Leonas Gefühlen, und sie war nun reizend liebenswürdig mit dieser kleinen Stütze, wie sie Katharine zuweilen bezeichnete, was Ulrich mit etwas ironischem Lächeln zu begleiten pflegte.

Beide Gatten führten sie dann in die Haushaltung ein, und Katharine mußte oft lächeln über die drolligen und so verschiedenartigen Klagen.

Sie war mit allem zufrieden und fand eine Menge sehr brauchbarer und vortrefflicher Einrichtungen, von denen Leona und Ulrich gar nichts geahnt hatten, in Küche und Keller. Einstweilen sollte ihr das Hofmädchen noch weitere Dienste leisten, bis sie selbst ein anderes Wesen gemietet habe. Als sie dann eine Weile mit Ulrich allein war, während er ihr einige Bücher und Schreibmaterialien, um die sie bat, in seinem Zimmer einhändigte, bat er sie rasch, nicht etwa Leona ganz zu übergehen, sondern zu versuchen, ihr ein wenig Interesse für die Wirtschaft beizubringen. Dann kam unter anderem auch der Fall der ehemaligen Entlassung der Jette zur Sprache, welche Ulrich nicht gebilligt hatte, und Katharine erklärte, wenn möglich das Mädchen gern wieder haben zu wollen. Ulrich war sehr zufrieden damit, denn Jette war wenigstens sauber gewesen und hatte mit den ländlichen Verhältnissen Bescheid gewußt; auch viel billiger und bescheidener war sie, als die schmutzige Phila.

Am selben Abend schon hatte man ein recht angenehmes Abendessen, denn Katharine konnte natürlich kochen und durfte sich des begeisterten Lobes ihres ersten Versuches hier sehr freuen. Die armen Leute müssen rein verhungert sein, dachte sie mitleidig, als sie sah, mit welchem Appetit sie dem Essen zusprachen. Das Brot war sauber geschnitten, sonst kam immer der ganze Riesen-

laib Schwarzbrot auf den Tisch, was äußerst unbequem war, und die Butter sah nicht aus, als wenn die Hühner darin herumgehackt hätten, wie sonst, sondern lag auf frischen Kohlblättern.

Katharine hatte sogleich mit kameradschaftlicher Nettigkeit das Hofmädchen gewonnen und sich, was nicht im Keller war, vom Hof herüberholen lassen. Herr Kiekebusch hatte in angeborener Galanterie jedem weiblichen Wesen gegenüber anfragen lassen, ob er noch anderes herüberschicken sollte, etwa für den morgenden Mittagstisch, was Katharine nach einer kleinen Besprechung mit Ulrich angenommen und ihm einen Zettel herübergeschickt hatte mit ihren Wünschen.

Herr Kiekebusch hatte nämlich als Tischökonom den Monat.

Dann hatte Katharine den Tisch gedeckt und die Lampe darauf gestellt, welche sie auf das sauberste zurecht gemacht hatte.

Und wie nett und sauber und freundlich saß sie dann selber am Tisch, mit ihrem derben, dunkelgrünen Kleide mit dem weißen Latzschürzchen und den blonden glatten Zöpfen um ihren niedlich geformten Kopf. Das Haar hatte wirklich eine hübsche Farbe und mußte recht weich sein, dachte Leona.

Als sie dann mit Ulrich allein war, meinte Leona: „Wirklich ein sehr netter Abend, so etwas Angenehmes hat sie in der Stimme. Nicht laut, nicht leise, nicht schnell, nicht langsam, und dabei so aufmerksam, wenn man etwas braucht."

„O Leona," sage Ulrich, sie umarmend, „wie freut es mich, daß du zufrieden bist! Möchte sich das gute Mädchen hier dauernd glücklich fühlen! Man kann sich doch eigentlich nichts Idealeres denken, eine Gattin wie du und eine Hausfrau wie Katharine."

Leona lachte laut auf. Fand sie das Kompliment wirklich nach ihrem Geschmack?

Katharine hatte übrigens gebeten, sie einfach bei ihrem Vornamen zu nennen, nicht Fräulein, es sei viel bequemer.

Leona ging wie immer früh zu Bett, weil sie es liebte, im Bett noch zu lesen, und Ulrich hatte es aufgegeben, ihr diese „einzige Freude" abzugewöhnen, als schädlich für Augen und Nerven.

Er selbst blieb gewöhnlich noch lange auf und schrieb oder las, denn es war ihm unmöglich, bei Licht zu schlafen, und so saß er bei seiner Arbeit oft weit länger in seiner Stube, als ihm selbst gut war angesichts der frühen Stunde, zu welcher er morgens genötigt war, sich zu erheben.

Als er die Hausthür schloß für die Nacht, sah er noch Licht durch die Küchenthür und trat ein, um zu fragen, ob Katharine noch irgend einen Wunsch habe, und da er am anderen Tage zu sehr früher Zeit fort müsse, ihr wegen seines Frühstücks Bescheid zu sagen, da er sich bisher den Thee hatte selbst machen müssen.

Das junge Mädchen saß am Küchentisch und schien ihre Ausgaben in ein kleines Heft einzutragen. „Sie wünschen noch etwas, Herr v. Uhlenstein?" sagte sie, sich erhebend.

Er sprach ihr seine bescheidenen Frühstückswünsche aus, und auf ihre Thätigkeit weisend, fragte er sie, ob ihr das nicht eine recht unangenehme Seite sei am Wirtschaften, das Bücherführen. Leona sage immer, das sei das allergräßlichste.

Katharine lachte ein wenig verlegen. „Das bißchen Rechnen ist schnell abgemacht. Aber ich schreibe immer so eine Art Wirtschaftstagebuch, das Hauptsächlichste, was passiert ist, und da läuft dann so manches andere, was

mir Eindruck gemacht hat, mit unter. Man kann sich später dann nach manchem so schön richten, was man sonst vergißt."

Ulrich fand, daß die stille Stunde ganz geeignet sei, die doch notwendigen näheren Besprechungen über verschiedene wirtschaftliche Wünsche mit seiner jungen Haushälterin abzumachen, und bat sie, herüberzukommen in sein Schreibzimmer.

Er fragte, ob Leona ihr schon einige Anweisungen gegeben hätte. Aber sie sagte, daß dieselbe über das Wirtschaftliche sie an die Besprechung mit ihm selbst gewiesen habe, da vor allem seine Wünsche maßgebend seien, und sie mit allem zufrieden sei, was Ulrich bestimme. Er verstände alles viel besser als sie. So nahm Katharine auf dem Stuhl neben Ulrichs Schreibtisch Platz und ließ sich von allem unterrichten, was ihr zu wissen nötig war für die Wirtschaftsführung.

Klar und verständig ruhte ihr stilles Auge auf ihm, und so war auch ihr Auffassen und Begreifen, ihre gelegentlichen Antworten und Einwendungen. Es war Ulrich, als habe sie schon Jahr und Tag neben ihm gesessen, die Anforderungen des kommenden Tages, die Geschehnisse des vergangenen mit ihm beredend.

Schließlich zeigte sie auch auf all die verschiedenen Papiere, blauen Aktenhefte und Bücher, die er offen vor sich hatte, und fragte in bescheidener Weise, welche Arbeit denn in so später Stunde noch geleistet werden müsse. Er sagte es ihr und zeigte ihr einiges. Es war alles mehr zeitraubend als schwierig, jeder hätte es machen und erledigen können, dem man volles Vertrauen schenken konnte in Bezug auf Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit. Aber wem konnte man das wohl schenken? Denn verantwortlich blieb er allein.

Katharine schwieg einen Moment und sagte dann

schüchtern: „Würden Sie mir nicht probeweise einen Teil davon anvertrauen, Herr v. Uhlenstein?"

„Ihnen? Auch das noch? Sie werden schon übergenug zu thun haben hier," meinte er überrascht, „und sehen wahrhaftig nicht so aus, daß man Sie mit Arbeit überladen möchte."

„Es sieht wirklich nur so aus, in Wahrheit habe ich eine sehr gesunde, starke Natur, und wenn im Haushalt erst alles in Ordnung ist, dann läuft er von selber, und es braucht sozusagen nur eine Hand am Griff der Maschine, die andere ist frei und müßig. Also, wenn ich Ihnen helfen kann, bitte sehr, ich thue es gern, die Zeit dazu wird sich finden."

Ulrich sah sie in freundlicher Dankbarkeit an.

„Wenn Sie es gern wünschen, warum nicht? Eine Verpflichtung haben Sie ja nicht übernommen, es ist Ihr freier Wille, wenn Sie gerade Zeit haben. Aber warum können Sie die Zeit nicht für sich selbst verwenden?"

„Für mich selbst? Was sollt' ich da wohl thun?" lachte sie, als sei das ungeheuer komisch, daß jemand seine Zeit für sich selbst verwenden könnte.

Es machte sich ganz natürlich, daß sie gleich an die neue Arbeit ging. Ulrich zeigte und erklärte, und seine anfänglichen Zweifel, ob sie überhaupt genügende Schulbildung habe, um diese schriftlichen und rechnerischen Arbeiten leisten zu können, schwanden bald vor ihrer bescheidenen Sicherheit.

„Ich habe ja einen so netten Tisch in meinem Stübchen, mit einem so schönen, großen Schubfach," meinte sie, als sie sich verabschiedete, „da kann ich recht gut schreiben und alles hineinlegen, bis ich es abgebe. Sobald ich Zeit habe, hole ich mir Arbeit. Gute Nacht, Herr v. Uhlenstein, und haben Sie recht herzlichen Dank, daß Sie sich meiner erinnert haben. Ich werde Ihre

Güte von damals nie vergessen. Es war ein solcher Zufall, daß gerade Sie es waren. Die meisten anderen hätten sich wohl kaum so große Unbequemlichkeiten auferlegt, um einem fremden Menschen aus der Not zu helfen."

Ulrich arbeitete noch, als sie gegangen war. Dann ging er noch eine Weile nachdenkend, fast träumend in unbestimmten, aber wohlthuenden Empfindungen im stillen Zimmer auf und ab.

„Aber das muß ich sagen," sagte Leona erwachend, als er endlich bei ihr eintrat, „ich habe schon lange geschlafen. Hast du bis jetzt mit Katharine zusammengesessen?"

„Bewahre!" entgegnete er schnell. „Wie kannst du das denken! Die braucht doch ihre Nacht zum Schlafen, wenn sie arbeiten will."

„Ja, und es ist am Ende auch besser, wenn die wirtschaftlichen Besprechungen möglichst bei Tageslicht stattfinden."

„Was fällt dir ein? Was meinst du damit?" fuhr er auf.

„Daß ich es unpassend finde, wenn du in der sinkenden Mitternacht mit der „Stütze", die kaum zwanzig Jahre alt ist, allein in deiner Stube sitzest."

Sie hatte recht. Er fühlte es und ärgerte sich schrecklich über sie und über sich.

„Und ich finde es unpassend, daß ich dazu gezwungen bin, überhaupt lange wirtschaftliche Konferenzen mit ihr zu haben. Das wäre deine Sache gewesen, statt sie an mich zu weisen, da du doch weißt, daß ich ohnehin mit Arbeit überhäuft bin, während du nicht einmal das Wort Arbeit kennst, und ich nur sagen kann, es ist ein Glück, daß wir keine Kinder haben. Welches Beispiel hättest du ihnen wohl gegeben?"

So zornig, so bitter war er noch niemals geworden. Ganz erschreckt starrte sie ihn an.

„Das ist ja recht schön," sagte sie nach einer Pause, „am ersten Tage, an dem sie hier ist, entsteht schon Streit ihretwegen zwischen uns. Ich dachte, es sollte nun gerade ein ungetrübter Friede entstehen."

„Wessen ist die Schuld?"

„Meine natürlich, wie immer!" rief sie.

Er schwieg und legte sich nieder. Aber Ruhe konnte er nicht finden. Leona hatte einen häßlichen Mißton in die freundliche Harmonie seiner Empfindungen gebracht, und doch durfte er ihn nicht so ohne weiteres überhören, das fühlte er. —

In der Folge ließ sich die Gefahr, welche dem Frieden im Hause drohen zu wollen schien, weniger groß an, als es ihm in dieser Nachtstunde erschien. Es machte sich ganz von selbst, daß die längeren Besprechungen mit Katharine wegfielen, denn sie bedurfte recht bald derselben überhaupt nicht mehr, und Gelegentliches war in wenigen Worten abgemacht.

Wenn man nun glaubte, daß Leona in der That so äußerlich, so geradezu unerträglich gleichgültig gegen ihr Hauswesen sei, wie es den Anschein hatte, würde man doch irren. Sie war ja froh, daß sie entlastet wurde, und so lange, als die trostlose Wirtschaft allein in ihren Händen lag, hatte sie die Idee Ulrichs glücklich gefunden und konnte es kaum erwarten, daß Katharine endlich kam, ihr die Zügel abzunehmen. Aber nicht ohne Pein wurde sie sich jetzt ihrer grenzenlosen Unkenntnis und Gleichgültigkeit gegenüber der Behaglichkeit und Ordnung, die ihr Mann so schwer vermißte, bewußt, und fast mit Neid sah sie, wie rasch und sicher Katharine das Rechte und Praktische traf und auf ihres Mannes Gesicht wieder und wieder das Lächeln der inneren Befriedigung hervorrief. Leona

selbst fühlte sich mehr und mehr als fünftes Rad am Wagen. Während bei Tisch Ulrich und Katharine mit größtem Einverständnis allerhand besondere und allgemeine wirtschaftliche Fragen erörterten, während ihr Mann dem vorzüglich bereiteten Mahle die größte Ehre anthat, saß sie ziemlich stumm dabei und sah sich mehr oder weniger als ein großes Kind behandelt, das ja doch kein Interesse an diesen Gesprächen bekundete.

Und Leona selbst verstand nicht, irgend ein Thema anzuregen, worüber man allgemeine Unterhaltung pflegen konnte. Sie saß von Tag zu Tag mehr wie ein eingeladener Gast an ihrem eigenen Tisch und mußte sich sagen, daß sie niemand die Schuld geben konnte als sich selbst.

Träumerisch, in gefährlicher Weise sich isolierend, lebte sie in ihrem Müßiggang dahin, sehr wenig glücklich durch den so heißersehnten Wechsel, die so brennend gewünschte Entlastung von ihrem Pflichtenkreise.

Aber eine innere Stimme warnte sie dringend davor, auch nur das geringste von ihrem veränderten Denken merken zu lassen.

Sie war fast zu freundlich gegen Katharine und ab und zu von einer ostentativen Zärtlichkeit gegen Ulrich, während sie ein andermal wieder eine absichtlich verletzende Gleichgültigkeit zur Schau trug.

So standen die Sachen, als Ulrich eines Morgens einen Brief bekam, der ihn zunächst in fast unangenehme Ueberraschung zu bringen schien, während er Leona in strahlende Laune versetzte.

Es war an einem Sonntagvormittag. Ulrich saß am sauber gedeckten Tische, wo Leona ihr erstes, er selbst sein zweites Frühstück einnahm. Katharine war in der Küche beschäftigt. Sonntags kam die Posttasche immer etwas später, und Ulrich entnahm ihr heute ein Schreiben des Gutsherrn.

Er hatte schon öfters mit Herrn v. Stangenberg korrespondiert, aber nichts als ganz kurze und geschäftlich gehaltene Mitteilungen von allen möglichen Städten und Plätzen Europas erhalten. Der heutige Brief kam aus Antwerpen, und Herr v. Stangenberg schrieb, daß er demnächst nach Kempzin kommen werde, um zu versuchen, ob ihm das Klima und die Lebensweise dort dauernd bekommen könnten. Er fühle sich gesünder und sehr gekräftigt, und allerhand Veranlassungen und Verhältnisse, die hier nicht hergehörten, nötigten ihn jetzt, zur Winterszeit, mindestens für einige Wochen seinen Aufenthalt in Kempzin zu nehmen. Was Ulrichs Dienstverhältnis beträfe, so würde darin nichts geändert werden, denn er selbst könne und werde sich um gar nichts kümmern als um die Jagd, von der ihm Ulrich ja so Erfreuliches melde, und um Besuch der nachbarlichen Güter in anregender Geselligkeit. Er käme nicht allein, sondern in Begleitung seiner Schwester, der Gräfin Caßbrough, in deren Villa er augenblicklich weile. Die Villa sei verkauft worden, und die Gräfin wünsche sich, wenn ihr der Umgangskreis gefiele und die Terrainverhältnisse für ihren Reit- und Jagdsport, in der Nähe von Schloß Kempzin anzukaufen. Wie er gehört hätte, sei dort verschiedenes zu haben.

Dann kam die Bitte an Ulrich, sich auf jeden Fall nach diesem und jenem Besitz näher zu erkundigen. Ferner möge er Sorge tragen, daß das Schloß in wohnlichen Zustand gesetzt werde, und die Möbel und Geräte, welche ankommen würden, einstweilen nach seinem eigenen Geschmack aufstellen. Den oberen Stock solle die Gräfin Caßbrough bewohnen, er selbst die alten Gemächer seines Vaters im Erdgeschoß. Namentlich bäte er dringend, die Ställe bereit zu halten und keine Kosten zu scheuen, wenn nicht genügend Räume vorhanden, oder diese nicht ganz

tadellos seien. Die Pferde der Gräfin, zehn an der Zahl, kämen mit der Bahn Anfang Dezember, ebenso ihre Meute, für welche der vorhandene Zwinger ebenfalls in besten Stand zu setzen sei. Bei allen Anordnungen ließe er Ulrich völlig freie Hand und vertraue seiner Umsicht und seinem Geschmack als ehemaligem Offizier vollkommen. Gräfin Caßbrough brächte fünf Leute mit: Kutscher, Reitknecht, Pikeur, Kammerdiener und Zofe. Für ihn selbst bäte er Ulrich, passende Leute zu engagieren. Schließlich bat er noch in liebenswürdigster Weise um Entschuldigung, daß er so über seine Zeit verfüge und ihm eine solche Arbeitslast aufbürde, was mit seinem Dienst eigentlich gar nichts zu thun habe, aber ihm bleibe leider sonst niemand, dem er dies alles vertrauensvoll übergeben könne. Ueberhaupt war der ganze Brief in vornehmster Höflichkeit gehalten, wie ein Kavalier sie nur dem anderen zu bieten vermag, wenn er ihn um eine Gefälligkeit bittet.

Ja, Arbeit gab's nun allerdings eine Menge für Ulrich. Zum Glück war es Winter, in der Landwirtschaft die stillste Zeit im Jahre, und die schriftlichen Plackereien hatte Katharine ihm sehr erleichtert. Aber doch sah er mit gewissem, ernstem Bedenken dem geräuschvollen Treiben entgegen. Leona aber war voll inneren Jubels. Nun hatte sie doch wieder etwas zu denken, zu planen, zu hoffen, sich auszumalen. Tausend Fragen und Vermutungen, die ihr Ulrich kaum beantworten konnte, kreuzten ihr Hirn.

Nur die Hauptsache, ob die Gräfin und ihr Bruder sie wohl in ihren Kreis ziehen würden, hatte Ulrich zu seinem Bedauern mit einem Ja beantworten müssen. Er glaubte allerdings, daß Herr v. Stangenberg ihn und Leona kaum ignorieren würde in geselliger Hinsicht. Für die Gräfin konnte er natürlich nichts sagen. Schwester und Bruder sind oft sehr verschieden in ihren Auffassungen.

„Aber da muß ich mir doch durchaus einige Kleider machen lassen. Ich habe ja rein gar nichts anzuziehen, Ulrich!“ rief Leona ganz erschrocken. „Denke doch, wie ich aussehe! Altmodisch, unmodern, alles, was ich habe, zerrissen und schlecht geworden.“

„Schlimm genug,“ meinte Ulrich tadelnd, „daß du alle deine eleganten Kleider hier aufgetragen hast für nichts und wieder nichts. Ich weiß nicht, wie ich dir jetzt eine elegante Garderobe schaffen soll. Du kennst unsere Mittel. Das Geringe, was ich zurücklegte, darf nicht angegriffen werden, es ist unser einziger Notgroschen. Ich fürchte, es bleibt dir nichts anderes übrig, als dich so viel als möglich zurückzuhalten von dem Umgange, der ohnehin gar nicht für unsere Verhältnisse paßt. Von seiner Seite mag ja wohl die Höflichkeit berechtigt sein und angenehm, daß er uns sein Haus gesellschaftlich öffnet, aber von unserer, das wirst du einsehen, ist es ebenso geboten, nicht mit beiden Händen zuzugreifen, sondern sehr zurückhaltend zu sein. Wir dürfen durchaus nicht vergessen, daß ich Untergebener bin, und du, meine Frau, die sich eins fühlt mit mir, wirst dich darin nicht von mir trennen wollen und — können. Auch kann man sehr wohl manche Dinge den Leuten anbieten und es nebenbei sehr taktlos finden, wenn sie annehmen, was man angeboten hat. Vorsicht und Selbstachtung laß uns üben und bewahren, damit wir uns keiner Zurückweisung aussetzen nach anfänglichem, scheinbarem Entgegenkommen. Du hast dein Los dem meinen freiwillig verknüpft und nicht gezagt, obwohl du wußtest, daß es kein glänzendes ist, und, Leona, nicht wahr, du hast es nicht bereut — noch nicht bereut?“

In Leona rangen so viel widerspruchsvolle Empfindungen, sie war während seiner langen Rede so oft in Versuchung gekommen, aufzufahren, ihn zu unterbrechen, wenn nicht jener ihr wohlbekannte, ernste, fast harte Blick

seiner blauen Augen, ein gewisser, ihr bekannter Ton seiner Stimme sie gewarnt hätten.

Ein nervöses Zittern lief über ihre ganze Gestalt, und mit einem leisen Aufschrei kreuzte sie die Arme auf dem Tisch, legte ihr Haupt darauf und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Hätte sie ihren Mann angesehen! Dieser düstere, gramvolle Blick, mit dem er sie einen Moment schweigend betrachtete!

Dann stand er auf, zog einen Stuhl neben den ihren und legte die Arme um ihre Schultern, ihr Haupt aufrichtend und an seinem Herzen bergend.

„Still, still! Nicht weinen! Das arme, kleine Herzchen soll nicht kummervoll sein, solange ich's in den Grenzen meiner Macht habe, es zu ändern. Es muß ja auch grausam sein, so jung, so schön, und auf alles verzichten sollen, was das Leben reizvoll macht," sagte er leise. „Du sollst alles haben, was du brauchst!"

Fühlte sie den bitteren Vorwurf nicht, der in diesen schlichten Worten für sie lag?

Jetzt nicht. Leona brauchte immer Zeit, um sich zu besinnen und die Wahrheit zu erkennen. Mit innigen Dankesworten, durch Thränen lachend, umschlang sie ihn und versprach aus aufrichtigem Herzen, alles so praktisch und so billig einzurichten wie irgend möglich. Nur ein hübsches, helles Seidenkleid wollte sie in Posen machen lassen und die Stoffe dorther kommen lassen für ein Hauskleid und ein Sonntagskleid, so einfach natürlich wie möglich. Die könnte die kleine Schneiderin in Kempzin sicher machen. Sie selbst und Katharine und Jette könnten ja ein wenig helfen.

Er nickte ergeben und machte sie nur darauf aufmerksam, daß sie mit dem hellen Seidenkleid lieber noch warten solle, da sie ja gar nicht wissen könne, ob sie es über-

haupt gebrauchen werde. Sogleich würde sich doch die Gräfin nicht in Bälle und Feste stürzen. Vielleicht thäte ihr irgend ein anderes Garderobestück zu irgend einer Gelegenheit not, und unbegrenzt, um dann auch dies zu gewähren, seien seine Mittel leider nicht. —

Leona war in den nächsten Tagen glücklich und viel geschäftig in ihrem eigenen Interesse, Katharine fleißig und zufrieden, im Interesse anderer Leute zu wirken, und Ulrich von früh bis spät an der Arbeit, um stillem Nachdenken aus dem Wege zu gehen.

Er ging jetzt zuweilen allein ins Städtchen oder zum Onkel und ließ sich von dem etwas erzählen aus alter Zeit und von längst gestorbenen Menschen. Aber der alte Herr machte ihm Sorge. Ulrich fand ihn merkwürdig gealtert und verfallen. Er ging so gebückt, und seine Augen hatten einen so sonderbaren, weit hinausschauenden Blick, hinweg über alle irdischen Interessen der Zeit.

Er war ja auch schon recht betagt und mochte sich wohl innerlich bereit machen, abgerufen zu werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Welch eine interessante, aufregende, amüsante Zeit wurde das nun für Leona, sogar Ulrich wurde etwas mitgerissen! Schon als die Pferde und die Meute der Gräfin Fernande Caßbrough — als Fräulein v. Stangenberg hatte sie auf gut deutsch sich Ferdinande genannt — ankamen, war das sehr interessant.

Schöne, prächtige Tiere, Wagen- und Reitpferde, der Pikeur, ein rothaariger Schotte, sprach nur gebrochen deutsch.

Und diese Hunde! „Wunderschöne Meute, zur Fuchs- und Hasenhetze famos dressiert," sagte Ulrich. Dann der persönliche Begleithund der Gräfin, eine mächtige englische Dogge, wie eine Löwin sah sie aus, ließ keinen an sich

heran als den Pikeur und sonderbarerweise Ulrich, den es außerordentlich amüsierte, wie das Tier sich ihm unterordnete, gleichsam den Herrn in ihm anerkennend, und ihn mit so eifersüchtiger Wut förmlich bewachte, daß es Ulrich oft lästig wurde, besonders da Leona eine entsetzliche Angst vor dem zähnefletschenden Ungeheuer hatte und sich gar nicht mehr auf den Hof wagte ohne ihren Mann.

Nun, sie hatte andere Interessen und Freuden. Die Sachen und kostbaren Möbel der Gräfin, die Kammerzofe mit den riesigen Toilettenkoffern kamen an. Bei der Einrichtung und Unterbringung wurde Leonas Rat und Beistand gern in Anspruch genommen, und sie gewährte sie stolz.

Pflanzen- und Blumenkübel aus dem Treibhause ließ sie in den Zimmern der Gräfin überall aufstellen und kümmerte sich selbst um jeden Gegenstand, jedes Kleid, und war ein Herz und eine Seele mit der allerliebsten Zofe, die so herrlich das Deutsch mißhandelte.

Leonas Neugier, ob die Gräfin jung und schön sei, wurde nun auch befriedigt. „Oh Madame est très-belle — entzückend, hat goldige Haar und sein énormément reich."

Leona staunte. „Ach, ist sie auch noch jung? Ihr Bruder ist doch schon älter?"

Die kleine Belgierin lachte ein bißchen komisch. „O, genug jung, um lassen verdrehen die Köpfe alle messieurs," radebrechte sie.

Die Pracht und Schönheit der Toiletten, welche Leona nun sah, machte sie ganz verwirrt, ganz starr vor Bewunderung, und mit neidischem Entzücken strich sie liebkosend über die wunderbaren Sammete, den weichen Atlas, das kostbare Pelzwerk, in allen denkbaren Farben und ungewohnten Farbenzusammenstellungen. Wie entsetzlich armselig mußte dagegen das rosa und weiß gestreifte Seidenkleid mit dem billigen Spitzenbesatz aussehen,

das sie sich gegen den Rat ihres Mannes in Posen doch bestellt hatte. Schon bereute sie den Kauf und fand alles entsetzlich ordinär, unfein, plundrig. Sie hatte ja wahrhaftig auch sehr reiche, sehr geschmackvolle Toiletten als Mädchen gehabt und überall als Modekönigin gegolten. Aber dies hier! Jetzt wußte sie erst, was schöne Toiletten waren. Himmel, mußte man darin aussehen!

Die Zofe lachte, amüsierte sich über Leonas Entzücken und zeigte ihr mit vielem Stolz alle Schätze ihrer Herrin. Einmal ging sie sogar über die Grenze hinaus, die ihr wahrscheinlich gestattet war: sie ließ Leona einige Kleider, die ihr ganz besonders gefielen, anprobieren. Besonders in einer Ballrobe von goldgelber Seide mit einer Flut gelber, alter Spitzen, in deren Rosetten altertümlich gefaßte Gold-Topas-Agraffen blitzten, sah Leona so entzückend aus mit ihrem schwarzen Haar, ihrem rosigen Teint und den großen, dunklen Augen, daß Marguerite die Hände zusammenschlug und begeistert ausrief: „Oh Madame! Plus belle, plus ravissante que Madame la comtesse, und daßu so jong — mon Dieu — quel charme de jeunesse.“

Man wird sich nicht wundern, daß Leona ganz berauscht war. Dazu der wundervolle, fremdartige Duft, der all diesen Sachen anhaftete!

Ach, lange hatte sie kein Veilchenparfüm mehr gehabt, das sie doch so sehr liebte und als Mädchen so massenhaft brauchte!

Allem entsagt — auf alles verzichtet — — um Ulrichs willen!

Und er? Dankte er es ihr eigentlich? War er nun zufrieden? War er nun so glücklich, wie sie ihn machen wollte, mit all ihren hohen Liebesopfern?

Sie dachte an seine Worte, als Katharine ankam: „Gottlob, daß das Elend hier nun endlich ein Ende hat!“

und an die anderen schlimmeren: „Gut, daß wir keine Kinder haben! Welch ein Beispiel müßtest du ihnen geben!“ Wie undankbar war es doch von ihm gewesen, und wie wenig Liebe sprach daraus!

Sie zog das Kleid aus, das ihr übrigens viel zu weit und zu lang war, und ihr eigenes, vertragenes, schlechtes Lodenkleid mit dem ganz zerrissenen Seidenfutter wieder an und schämte sich schrecklich vor der Zofe. — —

An einem strahlenden Winternachmittag kamen die Herrschaften an im offenen Schlitten, denn die Bahn war gut.

Leona und Katharine hatten sich ein verstecktes Plätzchen in der Nähe der Auffahrt gesucht, wo sie nicht gesehen wurden, aber Leona war gar zu aufgeregt, zu neugierig; Katharine mußte mit ihr hinauslaufen, die Ankunft der Herrschaften zu sehen.

Schon der Schlitten mit den Pelzdecken, den blauweißen, wallenden Schutzdecken über den schönen Pferden, das helle, klingende, silberne Geläut, dazu das tiefe, freudige Bellen Ogres, der dänischen Dogge, die in gewaltigen Sätzen nebenher sprang, war imponierend.

Von der interessanten Gräfin sah Leona allerdings nicht viel. Ein dunkelgrauer Sammetpelz, der eine hohe, anscheinend üppige Gestalt umschloß, ein Barett mit wehendem Reiherbusch und ein dichter Schleier über einer Masse rotblonder Haare. Aber Leona meinte mit ihren erregten Sinnen den fremdartigen Duft zu spüren, der zu ihr herüberwehte, als der Schlitten ziemlich dicht an ihr vorüberbrauste.

Vor Entsetzen fast gelähmt aber war sie, als die Dogge plötzlich stillstand und sich mit fletschendem Gebiß nach dem Strauchwerk wandte, hinter dem Leona mit Katharine stand.

Ein befehlender Zuruf seiner Gebieterin: „Ici, Ogre!“ rief das Tier aber sofort zurück.

Dann waren sie alle im Schloß verschwunden. Den eigentlichen Herrn des Schlosses hatte Leona dabei gar nicht beachtet.

„Wie sah er eigentlich aus?“ fragte sie Katharine.

„Blaß und ein bißchen traurig oder kränklich.“

„Alt, nicht wahr?“

„Nein. Alt nicht — ich glaube nicht, daß er alt aussah.“

„Jedenfalls nach besonders viel muß er nicht aussehen,“ lachte Leona, „ich habe ihn ganz übersehen.“

Ulrich hatte keine Verpflichtung, bei dem Empfang des Gutsherrn zugegen zu sein. Er war deshalb in seinem Zimmer geblieben und erwartete erst eine Aufforderung.

An diesem Abend aber kam keine.

Es war am Vormittag des anderen Tages; Ulrich war auf der Sägemühle, wo er dringend zu thun hatte, Leona saß und schrieb an die Schneiderin nach Posen, sie solle keine Spitzen auf das seidene Kleid nehmen, sondern Perlbesatz, wenn es auch ein wenig teurer sei. Da kam Katharine herein und meldete, daß Herr v. Stangenberg draußen sei.

„Er selbst? O Himmel! Mein Mann ist ja nicht da! Wir müssen sofort Jette nach der Sägemühle schicken.“

„Er scheint aber nicht nur für Herrn v. Uhlenstein gekommen zu sein, denn als er hörte, daß dieser nicht da sei, fragte er, ob er Frau v. Uhlenstein sprechen könne.“

„Natürlich — ja. Lassen Sie ihn nicht noch länger warten, Katharine. Wie dumm, daß ich nicht mein rosa Morgenkleid anhabe, so sehe ich wirklich aus wie eine kleine Inspektorsfrau.“

Herr v. Stangenberg trat gleich darauf ein.

„Ich treffe Ihren Gemahl nicht zu Haus, wie ich eigentlich vermutet hatte, gnädige Frau, und so benutze

ich gern die Gelegenheit, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich hoffe, wir werden in freundlichen Beziehungen zu einander bleiben. Sie müssen ja sehr einsam hier leben — bei Ihrer Jugend keine ganz leichte Sache," schloß er, sie mit unverkennbarer Ueberraschung und Bewunderung betrachtend.

Wahrscheinlich hatte er sie sich ganz anders oder vielmehr gar nicht vorgestellt. So frappierte ihn die jugendlich schöne Erscheinung außerordentlich als Gattin seines Untergebenen. Leona dankte ihm mit anmutigen Worten für seine Liebenswürdigkeit und betrachtete ihn mit nicht geringerer Aufmerksamkeit.

Er hatte eine mittelgroße, etwas untersetzte Gestalt, ein blasses, bartloses Gesicht mit einem Leidenszug um Augen und Lippen, einen klugen, ernsten Blick, und obwohl keineswegs hübsch oder besonders vornehm aussehend, machte er doch einen äußerst gewinnenden Eindruck. Es lag etwas Ruhiges, Gefestigtes über seiner Person, und wenn er lächelte, sah er sehr viel jünger aus, als er war, sonst sah man ihm wohl die fünfundvierzig Jahre an.

Die Unterhaltung führte er in geschickter Weise nur über allgemeines, mit keinem Wort Leonas Privatverhältnisse berührend. Zuletzt bat er sie, in nächster Zeit mit ihrem Manne einer kleinen Festlichkeit beizuwohnen, mit welcher seine Schwester ihre Ankunft in Kempzin feiern wolle. Sehr erfreut sagte sie zu.

Sich erhebend, ohne Ulrichs Ankunft abzuwarten, fragte er schließlich: „Wer war das junge Mädchen, welches mich anmeldete?"

„Das ist meine Wirtschaftsstütze, Fräulein Wollski," sagte Leona und wußte selbst nicht, warum sie dabei errötete, denn das konnte sie sich doch nur einbilden, daß er einen raschen, verwunderten Blick auf sie heftete.

Vielleicht dachte er aber wirklich, wie sie denn — ohne

Kinder — ohne ein gastliches Haus zu machen, jung und gesund, eine Wirtschaftsstütze brauchen könne bei diesem kleinen Haushalt.

Sie vergaß den peinlichen Gedanken aber wieder in der entzückenden Aussicht auf das Fest im Schloß, und daß man sie wirklich in die Geselligkeit ziehen wolle. Manchmal hatte sie Furcht gehabt vor einer Enttäuschung in dieser Hinsicht.

Als er hinausging, trat gerade Katharine ein, um den Tisch zu decken. Er sah sie mit einem merkwürdig prüfenden und forschenden Blick an und verneigte sich, zur Seite tretend, wie vor Leona.

Und eigentlich ist sie doch keine Dame, dachte diese ein wenig verwundert. Freilich, Katharine sah sehr nett aus in ihrem dunkelgrünen einfachen Kleide; sie hatte eine sehr zierliche Figur und hatte sich schon recht erholt, seit sie in Kempzin war. Ihre Farbe war nicht mehr so fahl, sondern nur zart zu nennen, und die dicken, goldblonden Zöpfe so rund um den kleinen Kopf waren eigentlich eine sehr malerische Frisur.

Und wie hübsch ihr das Rotwerden stand, als der Gutsherr sie so höflich grüßte!

Sechzehntes Kapitel.

Das Schloß strahlte im Lichterglanz. Wagen auf Wagen fuhr in den sonst stillen Park, durch die prächtige Allee, die auf die Einfahrt zuführte.

Oben in den Salons der Gräfin Caßbrough war der Empfang, und unten in dem kleinen Speisesaal, der sich an die Zimmer Herrn v. Stangenbergs anschloß, wurde das Mahl eingenommen.

Es waren eine Menge Besuche in der Nachbarschaft, sogar auf recht weite Entfernungen hin, gemacht und

wieder empfangen worden. Aber es war heute nur ein kleiner, ausgewählter Kreis, den die Gräfin für gut genug befunden, an dieser ersten Festlichkeit, die sie gleichsam zur Probe gab, teilnehmen zu lassen.

Bei Leona war sie nicht gewesen und hatte nur einige Tage nach dem Besuche ihres Bruders ihre Karte hinübergeschickt; Ulrich hatte mit Leona sofort einen Besuch bei ihr gemacht, war aber nicht empfangen worden.

Leona sah sie ziemlich oft, aber immer nur von fern, reiten oder in den verschiedensten extravaganten Fuhrwerken die Pferde selbst lenken. Wunderschön sah sie freilich immer aus. Ihr Haar strahlte förmlich in Tizianschem Goldrot, ihre Figur war tadellos, ganz schmal in der Taille und sehr breit in den Schultern, wie ein Pariser Modebild, dachte Leona.

Leonas Kleid war angekommen, aber es saß leider gar nicht besonders. Ihre wirklich schöne Gestalt kam nicht zur Geltung. Der schillernde Perlbesatz sah überladen schwer aus auf der leichten, billigen Seide, und Ulrich schüttelte den Kopf dazu.

„Ich weiß nicht," meinte er zögernd, „es ist ja sehr prachtvoll, möchte ich sagen, aber ich habe dich sonst schon schöner gesehen, und dann liegt so etwas Eigentümliches darin, so etwas Absichtliches. Meiner Ansicht nach wäre ein einfaches Kleid hübscher gewesen für ein so junges Frauchen in deiner Stellung."

„Ich will dir sagen, woran es liegt," sagte Leona betrübt, „es liegt an der Sparsamkeit. Erstens durfte ich nur eine billige Schneiderin nehmen, zweitens hätte ich durchaus nach Posen herüberfahren müssen zum Anprobieren, wenn ich ihr auch eine sehr gut sitzende, alte Taille zum Danacharbeiten geschickt hatte. Früher habe ich mindestens dreimal anprobiert und immer in den allerersten Ateliers arbeiten lassen" — die Thränen stiegen ihr

heiß in die Augen — „aber wenn man so lebt wie wir hier verliert man ja jeden Geschmack, jedes Gefühl für Schönheit und Mode, und nachher sieht man immer häß-lich und unpassend aus.“

„Hm, von häßlich ist keine Rede,“ sagte Ulrich und dachte bei sich: Unpassend freilich sieht sie aus. Armes Kind, in gewisser Weise muß man sie bedauern, und wenn ich's irgend könnte, sollte sie gewiß ihre reizende Figur nicht mit solch einer schlecht sitzenden Taille ent-stellen.

Zu Leonas Erstaunen, das fast an Mißvergnügen streifte, war Katharine nachträglich ebenfalls eingeladen worden. Sie hatte natürlich dankend abgelehnt.

Jedenfalls hatte das junge Mädchen diese schmeichelhafte Einladung der Gutsherrschaft Ulrich zu danken. Er hatte in sehr wohlwollender Weise voll Anerkennung und Lob von ihr zu Herrn v. Stangenberg gesprochen. —

Katharine war wirklich eine kleine Perle in ihrer Art. Das mußte Leona bereitwillig zugeben, denn nicht nur, daß sie die Einladung in die Festräume des Schlosses ablehnte, sie bot auch noch in harmlosester Weise ihre Dienste der Frau Gräfin an beim Servieren des Thees oder in den Küchenregionen. Man dankte ihr verbind-lichst und meinte, daß genügend Hilfe vorhanden sei; aber der alte Koch war anderer Meinung und ließ selbständiger-weise das Fräulein dringend bitten, ihn ein wenig unter-stützen zu wollen, denn die Hilfe, die ihm beigegeben, war ihm ein wenig zu ländlich unbeholfen.

So schlüpfte Katharine im weißen Latzschürzchen zur Küchenthür herein, während Leona und Ulrich in den strahlend erleuchteten Salon der Gräfin traten.

Also das war sie?

Leona hatte zuerst für nichts anderes Auge als für diese schöne und imponierende Frau.

Welch eine Gestalt in der himbeerfarbenen Sammetrobe, die Hals und Arme freiließ, wie von Alabaster geformt, in stolzer Ueppigkeit förmlich leuchtend! Dies Haupt mit dem duftig hoch frisierten, goldroten Haar, in welchem ein Halbmond von Brillanten blitzte! Dieser blasse, perlmutterweiße Teint und die großen, lichtblauen Augen mit diesem Blick einer Herrscherin über alles, was ihr nahte!

Einen angstvollen Blick warf Leona auf ihren Gatten, der zum Glück nicht so geblendet zu sein schien wie Leona, und doch war es ganz unmöglich, daß sie ihm nicht gefallen sollte. Gut nur, daß sie ihm so sehr fern stand im Leben und schwerlich oft mit ihm zusammen sein würde.

Sonst wäre die Eifersucht wohl angebracht gewesen.

Obwohl Leona das für sie schreckliche Gefühl hatte, sehr wenig gut auszusehen, erregte sie doch vielfach Bewunderung, und man zeigte sich staunend die reizende junge Frau des Verwalters, der freilich selbst ein tadelloser Kavalier zu sein schien, und man bedauerte, daß er sich selbst und seine junge Gattin so außerordentlich zurückgehalten hatte von jedem Verkehr. Man wußte ja doch, daß er Offizier gewesen war, und hätte das Paar gern willkommen geheißen, auch ohne daß der Mann eine selbständige Stellung gehabt hätte.

Gräfin Caßbrough sprach ebenfalls einige Zeit recht freundlich mit Leona und Ulrich, wenn auch unverkennbar ein wenig von oben herab, und es lag, wenn auch vielleicht ungewollt, etwas Herablassendes in ihrer Freundlichkeit. Jedenfalls forderte sie Leona auf, doch ganz ungeniert öfter in das Schloß zu kommen, was Leona, ganz benommen von der Aussicht, in näheren Verkehr mit dieser hochinteressanten Frau der vornehmen Gesellschaft zu kommen, dankbar annahm.

Herr v. Stangenberg zog Ulrich vielfach an sich heran

und in den Kreis, mit dem er gerade eine Tagesfrage besprach. Ulrich konnte sich nur sagen, daß er kein geringes Glück gehabt habe, gerade diesen Mann als Gutsherrn zu bekommen. Denn wie leicht hätten sich aus der Anwesenheit der Herrschaften sehr peinliche Zustände, eine sehr schiefe, unhaltbare Lage für ihn selbst und seine Frau entwickeln können.

So hatte Stangenberg die Angelegenheit auf die einfachste, natürlichste Weise gleich im Anfang geordnet.

Auch sonst konnte Ulrich nicht über Stangenberg klagen. Er kümmerte sich um gar nichts und ließ Ulrich so selbständig und frei walten, wie man es in der That auch diesem pflichttreuen, fleißigen und zuverlässigen Manne gegenüber ohne Sorge konnte.

So viel des Neuen war auf Leona eingestürmt in dieser Zeit und heute abend, daß sie gern ihres Mannes Wunsch, sich ungesehen bald zu entfernen, nachkam, und, so thöricht es auch erscheinen mußte, sie genierte sich wegen ihres schlechten Anzuges, und es machte ihr deshalb nicht die erwartete Freude, sich in dieser Gesellschaft zu bewegen.

Nein, das ging nicht, das durfte nicht so fortgehen. Da mußte eine Aenderung geschaffen werden. Wenn Ulrich ihr keine Hilfe bringen konnte, nun so mußte sie sich eben selber helfen, und das Wie sollte nun die Gedanken ihres Tages ausfüllen.

Als sie mit Ulrich in ihr Heim zurückgekehrt war, und beide noch einige Worte sprachen über das eben erlebte Fest, schwärmte Leona in übermäßiger Bewunderung von Gräfin Fernande Caßbrough. Ja, das war eine Frau der großen Welt! Die verstand es, zu leben! Welche Hoheit und Schönheit dabei!

„Ja,“ sagte Ulrich, „eine Theaterprinzessin großen Stils.“

„Ulrich — was für eine Idee!“

„Ich hätte kaum gedacht, Leona, daß du, ein Berliner Kind, das auch die Spezialitätenbühnen besucht hat, dich von dieser Dame blenden ließest. Du hast doch sonst einen recht scharfen Blick für andere Frauen und ihre Vorzüge. Wie konntest du hier nur so verblendet sein? Es mag wohl die lange Zurückgezogenheit in unsere schlichten, natürlichen Verhältnisse sein, durch die dir das Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen ist zwischen Echtem und Falschem."

Leona war ganz sprachlos vor Staunen und stand immer noch auf der Schwelle, während Ulrich im Zimmer auf und ab ging, ebenfalls ohne an Ruhe zu denken.

„Ich weiß gar nicht, was ich von dir denken soll," sagte sie endlich, „was hat die Gräfin Caßbrough mit einer Spezialitätenbühne zu thun?"

„Das ist das Genre, dem sie angehört. Kein Haar auf ihrem Haupte, kein Atom ihres Gesichtes und Halses ist Natur. Alles, alles ist Kunst, Nachahmung, Schminke, Emaille, was weiß ich! Jedenfalls alles Falschheit, Lüge, Blendung!"

Leona hatte sich gesetzt, und der Ausdruck entsetzten Staunens in ihrem frischen, jungen Gesicht wich allmählich dem Nachdenken.

„Mein Himmel, ich weiß ja nicht — aber es ist ja wohl möglich, daß du recht hast," meinte sie sehr kleinlaut.

„Wirst es schon selbst sehen, wenn du sie 'mal bei Tage besuchst. Sie ist jedenfalls schon ihre vierzig Jahre alt. Nun bitte ich dich dringend, Leona, laß dich warnen vor diesem Umgang, er kann nur schädlich, vielleicht sogar Gift für dich sein, obwohl ich glaube, daß dein gesundes, natürliches Gefühl dich sehr bald vor dieser angemalten Puppe Ekel und Mißtrauen empfinden lassen wird. - Ich habe dir jetzt die Augen geöffnet, laß sie dir nicht wieder schließen durch einen neuen Kunstgriff. Sie will dich

an sich ziehen, wenn mich nicht alles täuscht, du gefällst ihr — als Spielzeug, denn etwas anderes kann sie nicht gerade von dir erwarten."

„O, danke sehr!" rief Leona verletzt. „Du bist ja sehr freundlich: also zu etwas anderem wie zum Spielzeug bin ich nicht zu gebrauchen?"

Ulrich, der schon die Lampe gelöscht hatte und die Lichter, die Katharine vorsorglich auf den Tisch im Schreibzimmer gestellt hatte, anzündete, hielt in dieser Beschäftigung inne, erschreckt über das, was so unwillkürlich aus seinem Herzen auf die Lippen getreten war.

Er wußte nicht, wie er sich bei der Tiefgekränkten entschuldigen sollte, und so sagte er, entschlossen weiter redend, sanft: „Willst du denn etwas anderes sein, Leona?"

„Allerdings," sagte sie trotzig, „ich möchte die Frau sehen, die es angenehm findet, von ihrem Manne für sich und andere Menschen nur als gut genug zum Spielzeug müßiger Stunden betrachtet zu werden."

„Wenn du wüßtest, wie sehr du dich mit diesen Zugeständnissen selber zu meiner Ansicht bekennst. Was möchtest du mir denn sein, was bist du mir denn sonst, als mein liebes, geliebtes Spielzeug, eine Freude meiner müßigen Stunden?! Und deren sind so wenige. Alles andere — Hausfrau, Gefährtin, Gehilfin —"

„Ist Katharine dir. Ich weiß es."

„O, das ist schlimm, sehr schlimm," sagte er leise, von ihr abgewendet am Tische stehen bleibend, „daß dies ausgesprochen wurde — und so gesprochen!"

„Von dir — oder von mir?" fragte sie scharf.

„Von uns beiden, Leona."

„Gott, da ist freilich schon so manches gesprochen worden, was schlimm genug war, und wir leben immer noch ganz vergnügt und froh."

Er wandte sich erstaunt um. „Was heißt das? Was ist dir denn? Du sprichst ja auf einmal förmlich frivol über das Heiligste, was wir haben, das Glück, den Frieden unserer Liebe, die du mit so schweren Opfern erkauft hast.“

„Ach, laß doch nur heute,“ bat sie, verlegen werdend und das unter einem Gähnen verbergend, „es ist schon so spät; wir wollen das Kriegsbeil für heute begraben und schlafen gehen. Ich kann mir ja denken, daß du gar nichts Beleidigendes gemeint hast mit dem „Spielzeug“; na, und im Grunde hast du ja recht.“

„Ich verstehe dich nicht, Leona. Soeben noch so mit Recht empört und aufgebracht über dies mir entschlüpfte Wort und nun im Handumdrehen so ganz anders?“

„Nun ja. So bin ich eben. Du kennst mich doch. Laß nur den feierlichen Ton, heute paßt er gar nicht hierher.“

Sie bot ihm lächelnd die Lippen, und als er den Kopf zur Seite wandte, zuckte sie die Achseln, nahm ihr Licht und ging so gelassen hinaus, als sei der schönste Frieden zwischen ihnen.

Er aber blieb noch eine Weile sinnend stehen. „Da ist etwas — da ist etwas Neues in ihr — etwas Gefährliches, das ich noch nicht erkenne,“ murmelte er nachdenklich.

Als Ulrich in das Schlafzimmer trat, sagte Leona freundlich: „Weißt du, du sagtest doch vorhin, die Caßbrough erinnere dich an eine Theaterprinzessin. Ist es nicht merkwürdig, mich erinnert sie auch an irgend jemand, oder ich muß sie schon vor langer Zeit 'mal gesehen haben. Aber das war ganz bestimmt nicht auf der Bühne — auch nicht in der Gesellschaft.“

„Jedenfalls nimm dich in acht vor ihr,“ versetzte Ulrich, dem allerlei schwere Gedanken durch den Kopf gingen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Lichter im Schloß waren erloschen. Still und friedlich lag es da im glitzernden Sternenschein und Schnee. Leise strich der Nachtwind durch die kahlen Zweige der Bäume des Parkes und spielte mit der Fahne, die schwer und müde am Flaggenmaste hing.

Aber auch hier waren Frieden und Ruhe nur äußerlich. Im Innern schlugen schwere Herzen und klangen schwere Worte.

Herr v. Stangenberg stand im Boudoir seiner Schwester. Sie war im Hausgewande, in weißer, pelzbesetzter Seide. Erschauernd wickelte sie sich hinein, trotz des hellen Kaminfeuers fror sie.

„Fernande," sagte Herr v. Stangenberg jetzt, das schon früher begonnene Gespräch fortsetzend, „laß dir raten. Es ist zu spät für — dich, einen solchen Plan zu fassen und wieder gutzumachen, was du vor vielen Jahren gefehlt hast."

„Nein. Wo ein Wille ist, ist ein Weg!"

„Leider findest du immer Wege, deinen Willen durchzusetzen."

„Ja, immer."

„Wie ein wildes Tier sich seine Beute nicht aus Pranken und Zähnen reißen läßt, so ließest du niemals, was dein Wille gepackt hatte, fahren, wenn auch Liebe, Vernunft, ehrliche Sorge dir den Weg als falsch klarlegten."

Es war ein müder, hoffnungsloser Ton in seiner Stimme, während er mit der schmalen Hand über seine blasse Stirn strich, in deren Schläfen nervöser Kopfschmerz ihn peinigte. Aber Fernande hatte ihn bitten lassen, noch zu ihr heraufzukommen.

„Kann sein," versetzte sie. „Wir wollen nicht über Charaktere sprechen, sondern über —"

„Deinen Willen,“ vollendete er.

„Ich bin des Weges müde, den ich bis jetzt gegangen bin. Ich fühle das Alter kommen — und das Leiden in meinen Adern, das körperliche Leiden, Rudolf.“

„Wenn du wüßtest, wie sehr ich dich beklage, Fernande, aber was du jetzt willst, kann ich nie und nimmer gutheißen. Ich muß es ein schweres Unrecht nennen, weit schwerer als vor Jahren jenes Unbegreifliche, das du kaltblütig begingest.“

„Ich bin nicht hierher gekommen, um unverrichteter Sache wieder fortzugehen. Ich kann es nicht, ich will es nicht.“

„Ja, ich glaube wohl, daß ich vergeblich rede, wie ich vor Jahren vergeblich sprach und warnte.“

Sie schien den Vorwurf zu überhören. „Wozu noch länger warten?“ sagte sie. „Ich bin deinem Rate gefolgt und habe einen langen und ermüdenden Umweg gemacht. Ich will jetzt die Entscheidung herbeiführen. Das Glück tötet niemand, wenn es auch noch so überraschend kommt.“

„Töten? Nein. Aber weißt du denn, ob es Glück ist, was du zu geben hast? Ist jemals Glück und Frieden von dir ausgegangen? Hast du allen Gram, allen Unfrieden, allen Fluch vergessen, der von dir ausging auf jene Menschen, die das Unglück hatten, dir in den Weg zu kommen, die Laune in dir erweckend, die einen zu gewinnen, die anderen zu beherrschen? Ich halte es für das schwerste Unrecht, das du jetzt begehen willst. Du willst auch nicht das Unrecht gutmachen, das du begangen hast, sondern du denkst nur an dich dabei — an dich allein. Schon jene einfache Predigerswitwe, der du das kleine, schwache Wesen damals anvertrautest, erkannte dich richtig und fürchtete für dein Kind. Darum nahm sie dir das heilige Versprechen ab, daß du tot sein solltest für das Kind. Du hattest die Herzlosigkeit, das Versprechen zu geben,

Fernande, in dem rasenden Wunsch und Wollen, Gräfin Caßbrough zu werden. Du wolltest in den Genuß dieses Reichtums, dieser Stellung kommen, ebenso rücksichtslos, wie du vordem dem schlichten, bescheidenen Menschen Herz und Hand botest, als die Laune dich anpackte, beglückende Göttin zu spielen und einen armseligen Sterblichen zu dir in den Himmel zu erheben. Die Laune verrauschte und wurde durch eine andere ersetzt. Widerwillen und Haß gegen den Unseligen erwuchsen in dir, mit dem Willen, ihn los zu werden. Das gelang. Was wäre deinem Willen wohl unübersteiglich erschienen? Und er starb dann und wußte nicht einmal, daß er eine Tochter, ein Kind hatte. O Fernande, schaudert es dir nicht, wenn man dir so in den Grund deiner Seele hinableuchtet, wie ich es jetzt thue, wie ich es schon oft that?"

Sie wandte sich stolz um und zuckte die Achseln. „Du weißt, daß mein erster Gatte die Scheidung verweigert hätte, wenn wir ein Kind gehabt hätten. Ich aber — ich wäre gestorben, wäre wahnsinnig geworden aus Widerwillen, der mir Leib und Seele gegen ihn zu erfüllen anfing. Ich war getäuscht worden, ich hatte nicht gefunden in ihm, was ich gesucht. Du weißt, welch trübseliger Geist er im Grund war."

„Ja, ja, ich weiß, du mußtest dich ausleben. Das ist ja wohl auch das Recht des Menschen. Wie steht es aber mit der Pflicht dabei? Jahrelang hast du das Wort in seiner heiligsten Bedeutung verleugnet, und selbst gegen das unschuldige Geschöpf deines Blutes behauptetest du, unüberwindliche Abneigung zu haben — um seines Vaters willen. Jahrelang hast du ein Leben geführt, wie es dir gefiel, und kanntest gegen niemand Pflichten als gegen dich selbst. Und nun, nun auf einmal soll ich glauben, daß das verleugnete Muttergefühl in dir sich so machtvoll meldet, daß du ihm folgen mußt? Wiederum rück-

sichtslos, diesmal gegen dein Kind und sein Wohl und Wehe."

„Ich sagte dir, ich fühle in meinen Adern etwas heranschleichen, das mich mit anderen Gedanken erfüllt, als ich bisher gehabt, ich fühle mich krank, ich fürchte die Zukunft."

„Das ist es, Fernande, unglückliche Schwester — das ist es. Der letzte Egoismus des Menschen, der ihn zuweilen zu edlen Regungen und Thaten treibt, regt sich in dir. Aber bedenke wohl, daß du Schlimmeres damit thust als mit all deinen begangenen Sünden und Fehlern. Du willst dir den Segen natürlicher Liebe und Treue für schwere Zeit gewinnen, weil du hörtest, welch ein Schatz an Güte und Seelenreinheit und Heiterkeit deine Tochter ist. Du willst die schlichte Blume aus dem Boden reißen, in dem sie feste, gesunde Wurzeln schlug, und willst sie in die schwüle, verdorbene Atmosphäre deiner Nähe bringen, um deine überreizten Nerven, deine kranken Sinne auszuruhen vor dem grellen Farbenglanz der Freudenblumen, die bis jetzt dein Leben dir bot. Selbstlos sind die Gründe nicht, Fernande, die den Wunsch und Willen in dir so stark, so absolut zwingend machen, jetzt deine Tochter zu haben, dich jetzt Mutter nennen zu lassen. Du kannst nicht einmal sagen, daß du sie in den Genuß deines Reichtums, deiner Lebensstellung einzuführen für deine Pflicht hieltest, ehe du stirbst. Das Caßbroughsche Vermögen gehört den Kindern aus deines Mannes erster Ehe. Du hast während deines Lebens nur den Zinsengenuß."

„Und du glaubst wirklich, daß du mit dieser Anklage, aus der so wenig brüderliche Liebe, so wenig Verständnis und Gerechtigkeitsgefühl spricht, meinen Willen brechen wirst?" fragte sie mit Verachtung und Bitterkeit.

„Nein, die Hoffnung habe ich nicht. Nur dies letzte Mal mußte ich meine Stimme erheben zum Schutze der

zufriedenen Existenz eines Menschen, die du gekommen bist, in ihren Grundfesten zu erschüttern. Ist es wirklich Mutterliebe, spät erwachte, so giebt es andere Wege, sie deiner Tochter zu zeigen — nach deinem Tode. Du kannst selbst, trotz deiner Einkünfte, über kein Vermögen verfügen, aber ich bin wohlhabend genug, dir die Hand dazu zu bieten. Aber dein augenblickliches Vorhaben ist nur von deiner Selbstsucht geboren, Fernande, und dabei seltsam ungeschickt eingeleitet. Statt schlicht und mütterlich an dein Kind heranzutreten, das einfache Herz damit zu erobern, kommst du mit all dem falschen Glanz, all dem Scheinglück, mit dem du bei dem großen Troß minderwertiger Charaktere bisher leichte Siege erfochtest. Was soll das hier?"

„Erstens mußte ich doch leben," sagte sie mit einem sonderbaren Lächeln, das ihn in seinem fast irren Ausdruck erschreckte, „und ich bin mit meinen Gewohnheiten im tiefsten Sein verwachsen; und zweitens — ich wollte ihr kein falsches Bild von mir geben, denn so, wie ich mich hier zeige, so bin ich in Wahrheit."

„Jawohl, in Wahrheit falsch — in Wahrheit eine Lügnerin, sogar vor dir selbst," rief er in schmerzlichem Zorn sich erhebend, denn er war zu Ende mit seiner Logik. Er sah ein, daß er hier nichts mehr aufhalten konnte. Seine Hoffnung, daß sie bei dem Anblick des schlichten, unbedeutenden, dienenden Mädchens anderen Sinnes werden würde, hatte sich nicht erfüllt.

Er hatte seiner und Fernandes sterbender Mutter in die Hand versprechen müssen, Fernande nie ganz sich selbst zu überlassen, sie, so viel in seiner Kraft läge, zu warnen, zu schützen, ihr zu raten. Nicht nur seiner Gesundheit wegen, auch um der unsteten Schwester, die Jahre hindurch ihren Wohnsitz beständig wechselte, nahe sein zu können, war er, seitdem sie Witwe geworden, seinem eigenen Hause fern geblieben.

Und nun? Wie er sie jetzt dort sitzen sah ohne die Maske, ohne die glänzende Rüstung, die ihr noch immer den Anschein der Jugend und Kraft verlieh, nun, wo sie sich nicht in der Gewalt hatte und sich gehen ließ, wo auf den ehemals so schönen Zügen ein unverkennbarer Stempel lange verheimlichten schweren Leidens lag, nun konnte er's nicht hindern, daß in seinem Herzen für diese wilde, ruhelose Natur noch eine Hoffnung neu sich hob — eine letzte freilich auf Ruhe und Frieden, und daß sie ihn bald finden möge. Auf Erden sah er keine andere Ruhe für sie.

So trat er neben sie und in grenzenlosem Mitleid sich überbeugend, küßte er sie auf die kalte Stirn mit einem gemurmelten Segenswunsch, in dem all seine treue Bruderliebe, sein edles, kummervolles Herz sich aussprach.

Sie antwortete mit einem Zucken der feinen Brauen, einem abwehrenden Blick, und er ging rasch hinaus, sie sich selbst überlassend.

War es doch nicht das erste Mal, daß er sie so elend und verzweifelt traf und doch am anderen Morgen, vollkommen frisch, schön und gesund erscheinend, zu Pferde steigen sah. Es war ihm selbst ein Rätsel. Er kannte den Zauber nicht, der dies bewirkte, er ahnte nicht, daß seine unglückliche Schwester seit Jahren in den Fängen eines Dämons lag, des Morphiums, der seine Opfer langsam, aber sicher in Tod oder Wahnsinn treibt.

Achtzehntes Kapitel.

Das Weihnachtsfest war vorüber. Wie anders hatte es sich angelassen als in vergangenen Jahren, wo es so still und so weihe- und friedvoll gewesen war, so viel Liebe, so viel Hoffnungen auf die Zukunft in dem Herzen Leonas und dem ihres Gatten geherrscht hatten. Wohl war für die junge Frau die Enttäuschung damals schon recht bitter

gewesen, daß ihre Mutter so hart und unnatürlich sein konnte, nicht die kleinste Gabe zu senden; aber das war im Glück, nun doch ihren geliebten Ulrich zu besitzen, bald untergegangen.

Viel hatte sich seitdem in der kleinen, bescheidenen Häuslichkeit verändert, viel in den Herzen, welche sie gegründet in höchster Liebe, höchstem Vertrauen auf die beiderseitige Kraft.

Ulrich war mit seinem festen Willen, seinem klaren Verstand immer mehr in seine Aufgabe hineingewachsen, er war ein vorzüglicher Landwirt geworden, aber nicht das Weib seiner Herzenswahl, nein, eine Fremde hatte ihm geholfen, ihn gestützt, ihm beigestanden! Mit Bitterkeit und Weh war die Liebe gemischt, mit unausgesprochenem Vorwurf die Zärtlichkeit, die er für sein junges, schönes Weib empfand, und nicht besser, nicht harmonischer wurde der Mißklang dieser Ehe durch den hineinklingenden Selbstvorwurf: Wie konnte ich so unüberlegt handeln, so blind der Leidenschaft gehorchen, das verwöhnte Kind des Glücks in Verhältnisse zu bringen, wo nur wirklich erprobte Liebe, energische Willenskraft und wirtschaftliche Tüchtigkeit Gutes wirken konnten! Habe ich je einen Augenblick wirklich glauben können, daß diese Ehe die Hauptbedingungen zum Glück besitze? Hätte nicht das geringste, ernst gemeinte Nachdenken mich vom Gegenteil überzeugen können? Und wenn ich so schwach gegen mich selbst war, dann forderte ich von dem achtzehnjährigen Wesen, das in solcher Luft und Erziehung groß geworden, sie sollte stärker sein als ich? Ach, ich kann sie nur bemitleiden und mich selbst tadeln!

Darum wurde er liebevoller und viel nachsichtiger gegen Leona, sehr selten ließ er sich hinreißen zu harten Worten wie an jenem Ballabende, um gleich darauf wieder mit verdoppelter Zärtlichkeit und kleinen Geschenken das ver-

wundete Herz zu versöhnen, während er sich auf die Stunden freute, wo er im ernsten, seine Lebensinteressen behandelnden Gespräch mit Katharine sich ausruhen durfte — vom Spiel mit einem Kinde.

Ach, Friede und Ruhe und Stille lagen wohl äußerlich seit Katharines Einzug über dem kleinen Haushalt, aber Glück war das nicht.

Nur Leona allein war vergnügt, froh, glücklicher als früher. Kein Streit, keine Kränkungen zu Hause, sie wurde nicht mehr getadelt und gescholten, ihre kleinen Wünsche wurden erfüllt, soweit es irgend möglich war, keinerlei Pflichterfüllung oder Arbeit wurde ihr zugemutet, und doch, wenn sie zuweilen ganz allein war, dann kam ein fremder Ausdruck von Sorge und Bangen in ihr Gesicht, und sie weinte, als solle ihr armes, thörichtes, verzagtes Herz brechen.

Katharine war ein Engel an Freundlichkeit und bescheidener Unterordnung und that alles, was zur Behaglichkeit des Hauses nötig war, in geräuschloser und vollendeter Weise, und Ulrich konnte lächelnd die kleinen Wirtschaftsersparnisse, welche sie machte, buchen. Sogar ein Schweinchen, ein paar Hühner und Gänse hatte sie angeschafft und ein Stück Gartenland erbeten und freute sich unendlich über diese nutzbringende Thätigkeit im Interesse und zum Vorteil der Familie, in der sie sich so zufrieden und glücklich fühlte wie noch nie in ihrem Leben. Sie war frischer und voller geworden und sah zuweilen ganz reizend aus, ohne irgendwie hübsch zu sein, wenn ihr feines, schmales Gesicht von der frischen Luft und Arbeit gerötet war, und die freundlichen, hellen Leinwandkleider, die sie sich selbst gemacht hatte, ihre zierliche Figur umgaben, mit ihrem goldenen Flechtenkranz über der Stirn, die freilich keineswegs klassisch, doch so weiß, so rein war, daß Ulrich manchmal meinte, sie leuchte ordentlich, wenn

er so im Zwielicht nach der Arbeit draußen mit ihr wirtschaftliche Tagesfragen besprach, wobei Leona gewöhnlich mit Lachen und Scherzen entfloh und niemand sie zurückhielt, niemand es übelnahm.

Es hatte sich ganz von selbst gemacht, daß sie recht häufig bei der Gräfin Caßbrough im Schloß war. Nach wenigen Proben schien die Nachbarschaft dieser Dame doch keine genügende Anregung zu bieten, wenn sie auch viele Gesellschaften gab und oft aus war, und sie hatte es gern, wenn ihr Leona die Zeit am Kamin wegplauderte, sie anstaunte, bewunderte, ihr Schmeicheleien sagte, ihr französisch vorlas, kurz, sich allmählich mehr und mehr aus der Gattin und Hausfrau des Verwalters zur Gesellschafterin der Herrschaft ausbildete.

Ulrich hatte durch die Anwesenheit der Herrschaften ein bedeutendes Mehr an Thätigkeit. Bei Jagden, Ritten, Pferdebesichtigungen, Herrenvereinen der Nachbarschaft und so weiter hatte sich der Schloßherr nicht ausschließen können, und er sah es ebenso gern, daß sich sein Verwalter daran beteiligte, wie Ulrich diesem Wunsche sehr gern nachkam. Er hatte im ersten Jahr hier ein Zusammensein mit Standesgenossen doch ziemlich schwer vermißt.

Um Weihnachten herum hatte denn auch Herr v. Stangenberg sein Gehalt bedeutend erhöht. Merkwürdigerweise quälte ihn Leona trotzdem keineswegs mit neuen Toilettenwünschen, und er hoffte, kleine Summen von Zeit zu Zeit zurücklegen zu können, nicht ohne vorher seiner jungen Frau so viel davon anzubieten, als sie für neue Garderobe sich davon wünschen würde.

Er wunderte sich, daß sie dies Anerbieten kurz, wenn auch mit äußerlicher Dankbarkeit ablehnte. Es sei ganz außerordentlich freundlich von Ulrich, aber sie wolle doch um keinen Preis mit seinen teuren Notgroschen sich Toiletten besorgen.

Er wunderte sich und fing an aufzupassen, ob sie am Ende Schmuckgegenstände und Sachen trug, die er nicht kannte, ob sie Geschenke der Gräfin Caßbrough etwa annahm, wohl gar herausforderte. Aber er konnte nichts bemerken.

Freilich, zum Weihnachtsfest hatte die Gräfin wie eine Königin Geschenke und Gaben ausgestreut, so weitgehend und so reichlich, daß selbst der Gänsehirt nicht leer ausging und zu Ulrichs Verdruß allgemeiner Zank und Streit und Neid die Folge waren. Dabei war natürlich auch auf Ulrich und Leona, sogar auf Katharine, die doch mit den Herrschaften drüben gar nichts zu thun hatte, eine mehr oder weniger unbrauchbare Spende fürstlicher Launen gekommen. Namentlich war der federgeschmückte Pariser Rembrandthut für Leona, so bezaubernd er ihr stand, äußerst unpassend in ihren Verhältnissen, nur daß er ihre Eitelkeit und ihre Lust an Putz und Tand noch schürte, indem sie ihn zuweilen im Zimmer, wenn sie allein war, aufsetzte, sich mit allem, was sie dazu irgend anwenden konnte, malerisch drapierte und sich an ihrem Spiegelbilde erfreute.

Katharine erhielt ein Tagebuch in gepreßtem Leder mit dem Wappen der Gräfin, worüber Ulrich kopfschüttelnd die Achseln zuckte. Die Gräfin hatte wohl neulich gehört, daß die „Stütze" der Frau Verwalter ein Wirtschaftstagebuch führe, wovon die Frau Gräfin wahrscheinlich gar keine Ahnung hatte. Katharine lachte nur und meinte, es sei sicher ein schon vorhandenes Tagebuch gewesen, das die Frau Gräfin auf diese Weise noch nutzbar gemacht habe. Sie schenkte es Leona, die es wunderschön fand und sofort in Angriff nahm, den angenehmsten Zeitvertreib dabei findend.

Gräfin Caßbrough war zweimal bei Leona gewesen. Jedesmal war sie überraschend gekommen, jedesmal hatte

sie in sehr lobender Weise von Katharine gesprochen und nach dem „allerliebsten, netten Mädchen“ gefragt, so daß Leona später zu ihrem Manne sagte, sie glaube, daß die Gräfin am Ende Absichten auf Katharine habe für ihren persönlichen Dienst. Ulrich war so erschrocken darüber, daß ihn Leona mit einem unbeschreiblich fragenden Blick ansah, der ihm wohl hätte zu denken geben müssen, wenn er ihn in seinem Aerger bemerkt hätte.

Katharine aber tröstete ihn, obwohl sie sich natürlich ungeheuer geschmeichelt fühlte, daß, wenn sie wirklich je daran denken könnte, freiwillig von Uhlensteins fortzugehen, die Gräfin Caßbrough die allerletzte wäre, zu der sie sich hingezogen fühle. Im Gegenteil, sie könne wirklich nichts dafür, aber sie habe eine förmliche Abneigung gegen diese Frau, und es käme ihr vor, als wenn sogar ihr freundliches Lächeln falsch wäre, wie ihre vielgerühmte Schönheit.

Leona tadelte Katharine heftig über diese respektlose Bemerkung, aus der sie nur Ulrichs Ansicht hörte. Jedenfalls hatte Katharine fortan immer eine plausible Entschuldigung für ihr Nichterscheinen, wenn die Gräfin herüberkam und sie zu sehen wünschte oder irgend einen Dienst von ihr begehrte.

Am 15. Februar war Fernandes Geburtstag, und schon lange vorher war man im Schloß mit Vorbereitungen für ein großes Fest in Maskenkostümen beschäftigt. Die Gräfin war voll Eifer und Aufregung, ihr Bruder aber schien wenig Freude daran zu finden, wie das ja auch ganz natürlich war. Ziemlich schweigsam und schlechter Stimmung ging er dem lärmenden Treiben möglichst aus dem Wege.

— — — — — — — — — — — —

Eines Abends verließ Leona das Haus in der Dämmerstunde, um, wie sie jetzt zuweilen that, einen einsamen



Spaziergang zu machen, auf welchem sie regelmäßig dem Briefträger begegnete, der die Briefe für das Personal des Gutes brachte.

Heute hatte er sogar einen Brief für sie selbst, auf welchem „eigenhändig“ stand. Leona nahm ihm denselben ruhig ab, ohne besondere Ueberraschung, obwohl ein rasches Rot ihre Stirn überflog. Eilig strebte sie dann, ohne den Brief zu erbrechen, wieder dem Hause zu.

Sie war froh, daß Ulrich noch nicht da war, und schloß die Thür ihres Zimmers ab, um nicht etwa bei der Lektüre überrascht zu werden. Es war schon recht dunkel, und sie mußte eines ihrer buntbeschirmten Lichter anstecken, um den Brief zu entziffern.

Wie ihre Hände zitterten, ihr ganzes Wesen bebte, als sie ihn geöffnet hatte und nahe an das Licht hielt!

Er lautete:

„Meine unglückliche Tochter! Dein Brief hat mich nicht überrascht. Ich habe sein Kommen vorausgesehen schon vor Jahr und Tag, da ich wohl gehört habe von Deiner unglücklichen Ehe, und daß Dein Mann das junge Mädchen ins Haus zu nehmen gewagt hat, welches der Grund jenes Zerwürfnisses an eurem Verlobungsabende war und die unmittelbare Veranlassung, weswegen er Dir den Ring zurückzugeben wünschte. Ich beklage Dich auf das tiefste, kann aber nichts für Dich thun, wenn Du keinen Grund zu haben meinst, in das Haus Deiner Mutter zurückzukehren. Es steht Dir nach wie vor offen. Aber Dich mit Geld zu unterstützen, damit Du diese elende Ehe, diese armselige Haushaltung weiterschleppen kannst, wie Du von mir zu erbitten die Naivität hast, das übersteigt denn doch meine Begriffe, selbst wenn Dich der Mensch, wie ich aus Deinen Zeilen freilich ersehe, dazu angestiftet hat, weil er nicht Lust hat, Deine Toiletten zu bezahlen und dies mit seinem jämmerlichen Inspektors-

gehalt auch gar nicht kann. — Nein, mein Kind, auf solche Unterstützung bitte ich Deinen Herrn Gemahl gütigst verzichten zu wollen. Ich kann Dir nur eines sagen: Wähle zwischen ihm und mir. An einem Grund zur Scheidung wird es Dir vermutlich nicht fehlen. Du hast das Unglück eben ganz allein Dir zu verdanken, Deiner wahnsinnigen Verliebtheit, die nicht sah, daß er Dich lieber heute wie morgen los gewesen wäre. — Sei dem, wie ihm wolle. Dir ist nicht zu helfen, wie Dir damals nicht zu raten war. Du wolltest eben in Dein Elend rennen und hast nun die Folgen zu tragen, wie Du kannst, wenn Du nicht zurückkehren willst in die Arme

Deiner tiefbetrübten Mutter."

Leona wußte nicht, wie ihr geschah. Sie glaubte zu träumen, einen entsetzlich schweren Traum bitterster Enttäuschung.

War es denn möglich, ihre Mutter, die früher so gut gegen sie war, der es auf Geld gar nicht ankam, deren einziges Kind sie war, hatte keine andere Antwort auf ihre flehentlichen Bitten, ihr aus Not und Sorge zu helfen, ihr Geld zu schicken zu den notwendigsten Kleiderbedürfnissen! Und wie hatte sie ihr geschrieben, wie liebevoll und sehnsuchtsvoll, wie rührend ihr geschildert, welche Entbehrungen sie zu tragen habe!

Und das Gräßliche, das sie da schrieb, von dem jungen Mädchen, welches die Veranlassung gewesen, daß Ulrich sie so rasch als möglich habe aufgeben wollen und los sein, und wie er nun gewagt habe, sie in sein Haus zu holen!

Es war ja wahr, alles wahr! Konnte sie das wohl noch vor sich selbst leugnen? Hätte sie nicht noch viel mehr sagen können, wenn sie gewollt hätte? War sie denn blind und taub gewesen und hatte dicht daneben gestanden und das Entsetzliche nicht gesehen, nicht begriffen,

was sich schon die Welt draußen erzählte, die Welt, in der sie früher eine bewunderte, gefeierte Rolle gespielt?

Ah, nicht gesehen, nicht begriffen? Nein, nicht begreifen, nicht sehen wollen hatte sie, was so laut, so deutlich jede Stunde neben ihr zum Himmel schrie, den schnöden Verrat an ihrer Liebe, an ihrem Recht, die Grausamkeit gegen sie, die alles, alles entbehrte aus Liebe — die unfaßliche, ungeheure Undankbarkeit für das hohe Liebesopfer, welches er damals doch mit Entzücken, mit offenen Armen angenommen hatte!

Alles, was in der letzten Zeit stumm in ihr gearbeitet und gewühlt, kam emporgestürmt in ihrem leidenschaftlichen Herzen, wirbelte ihre Sinne durcheinander, ihr das heiße Blut zu Kopfe jagend. Und als in diesem Moment draußen die Thür ging, als sie im Zimmer Ulrichs Schritt vernahm, da verließ sie alle Ueberlegung.

Sie flog nach der Thür, schob den Riegel zurück und stürzte ihrem Manne entgegen, ihm den Brief hinschleudernd, während sie kaum verständlich, mit erstickter Stimme hervorstieß: „Da lies! O, ich blinde Thörin! Ich weiß alles — und wollte nur nichts wissen — von dem schändlichen Verrat an meiner Liebe, meinem Rechte. Du liebst Katharine und hast sie immer geliebt. Leugne, wenn du kannst! Aber du kannst nicht — o nein, wie du dastehst — so elend — so niedrig, so recht ein Bild der Schuld! Und wie habe ich hier ausgehalten, wie habe ich gelitten und alles entbehrt, was das Leben froh und schön macht! Aber ich dachte doch immer noch, du liebtest mich, ich durfte dich nicht verlassen, ohne dich unglücklich zu machen und hätte doch, weiß Gott, längst wissen können, woran ich war.“

Mit einem hohnvollen Lachen, das in krampfhaftem Schluchzen brach, wandte sie sich heftig nach der Thür. „Und nun zu ihr — nun zu dieser Person!“

Da aber umspannte ein fester Griff ihre Hand und riß sie zurück, eine harte Stimme rief: „Du bleibst, Wahnsinnige! Kein Wort zu diesem Mädchen!"

„Du — du schützest sie — gegen mich — gegen dein eheliches Weib, diese —"

Er schnitt ihr das Wort ab. Seiner selbst kaum mehr mächtig, riß er sie nach dem Nebenzimmer und schleuderte sie auf den nächsten Sessel.

Taumelnd stürzte sie in die Kniee, halb ohnmächtig neben dem Stuhl am Boden liegen bleibend.

„Dank es meiner Selbstbeherrschung und Besinnung, daß ich dich nicht schlage!" herrschte er ihr zu. „Verdient hättest du es. Und nun her mit dem Wisch!"

Ein unartikulierter Aufschrei rang sich von seinen Lippen, als er, mit einem Blick über die Zeilen der großen, deutlichen Schrift gleitend, las und begriff.

Am ganzen Leibe bebend, die Hände geballt an der Seite niederhaltend, erdfahl im Gesicht, stand er dicht vor ihr.

Er mußte wohl einen entsetzlichen Blick haben, denn sie kauerte sich halb hinter der Lehne des Sessels zusammen, mit einer wahren Todesangst zu ihm aufsehend und die Arme unwillkürlich wie zum Schutz vor ihr Gesicht haltend.

Das machte ihn ruhig und kalt.

„Steh auf! Lieg da nicht so auf der Erde in einer Pose, als fürchtetest du, ermordet zu werden! Morgen früh verläßest du mein Haus und kehrst zu deiner Mutter zurück! Auf ihre und deine niederträchtige Anklage behalte ich mir die Antwort vor. Aber wisse, wenn du vielleicht über Nacht wieder anderen Sinnes werden solltest — ich werde nicht anderen Sinnes!"

Er drehte sich um und ging hinaus.

— — — — — — — — — — — —

In dunkler, eisiger Februarnacht, während der Wind über die schwarzen, regennassen Felder pfiff, im bleichen Mondlicht, flüchtete Leona in Todesangst und Verzweiflung aus dem Hause des Gatten.

Neunzehntes Kapitel.

Der alte Herr v. Uhlenstein lag wach auf seinem Lager; er schlief schwer ein, und besonders wenn das Pfeifen und Heulen des Windes das freistehende Häuschen umstrich, fand er keinen festen Schlummer. Er schloß nie die Vorhänge seiner Schlafzimmerfenster, und sein Bett stand so, daß er stets den Himmel sehen konnte.

Still richteten seine schlaflosen Augen sich auf das fahle, weißliche Licht dieser Nacht und sahen dem Jagen der Wolken zu, wie sie wanderten, wanderten.

Täuschte er sich oder hörte er ein schüchternes Klopfen am Fenster?

Nein, das war undenkbar. Wenn irgend etwas passiert wäre — und wo, außer bei Uhlensteins, sollte das sein? — wenn es ihn anginge, würde man laut und dringend klopfen. Wahrscheinlich schlug eine lose Ranke gegen das Fenster. Aber jetzt! Es klopfte wieder, aber draußen am Zaun — ihm war's auch, als riefe jemand ganz deutlich seinen Namen.

Was war das? Was war geschehen? Das mußte vom Schloß kommen, die Gartenthür war des Nachts geschlossen.

Er stand sehr erschreckt und eilig auf und öffnete das Fenster, einen alten Schlafrock fester um sich ziehend, denn der Wind blies scharf herein. Suchend beugte er sich hinaus. Richtig, am Zaun sah er in dem fahlen Schein eine Gestalt, eine Frauengestalt, die Kleider im Winde flatternd, mit erhobenen Armen ihm winkend und etwas zurufend.

„Ich komme,“ rief er gedämpft hinaus, denn es war ihm unmöglich zu verstehen, was ihm zugerufen wurde, der Wind trug den Schall seitwärts.

In aller Hast und Sorge warf er die notwendigsten Kleider über, gar nicht begreifend, was in aller Welt denn passiert war, wer ihn eigentlich rief, und was er als alter Mann denn mitten in der Nacht helfen sollte.

Durch das Gärtchen schreitend, fand er am Zaun Leona stehen. Er fuhr ordentlich zurück vor Schreck, als sei sie ein Gespenst.

„Leona, Kind, ist ein Unglück passiert?“ stieß er hervor, das Pförtchen öffnend.

Sie antwortete nur mit unterdrücktem, krampfhaftem Schluchzen, sich an seinen Arm klammernd. „Rette mich, Onkel, schütze mich, hilf mir!“ kam es endlich, von Schluchzen unterbrochen, fast unverständlich von ihren Lippen. „Ich ängstige mich, mir graut so entsetzlich, ich will nicht fort — ich — ich werde wahnsinnig!“

Sie schüttelte seinen Arm, den sie umklammert hielt, und dann blieb sie mitten auf dem Wege stehen, in Dunkelheit, Sturm und Kälte, und schlug wild und verzweifelt die Arme um den Hals des Greises, als könne sie keinen Schritt mehr gehen, und auf der Stelle, auf der sie stand, müsse alles heraus und gesagt werden, was ihr das Herz und den Geist verwirrte.

„Na — na! Immer ruhig Blut, komm nur 'rein — komm nur 'rein!“ sagte er, förmlich betäubt, während ihm die Vermutung kam, sie könne wirklich ihren Verstand verloren haben. So ganz normal war sie ihm überhaupt schon lange nicht mehr vorgekommen. Auf jeden Fall mußte Ruppke geweckt werden und in der Nähe bleiben.

„Laß mich 'mal gehen, Leona, Kind, ich will nur Ruppke sagen, er soll dir etwas Warmes zu trinken bringen, was dich beruhigt.“

„Nein, nein, niemand sollst du rufen. Ich muß mit dir allein, ganz allein sprechen.“

„Na ja, aber doch nicht hier. Was hat es denn gegeben?“ fragte er, sie energisch mit sich ziehend und ins Haus mit ihr tretend.

„Er hat mich fortgejagt — aus dem Hause gejagt — für immer!“

„Was? Dein Mann hat dich —“ stotterte Onkel Kaspar ziemlich fassungslos, seinen Ohren nicht trauend — „hat dich fortgejagt bei Nacht und Nebel? Du bist wohl nicht bei Trost oder träumst?“

Er konnte sich nicht entfernt zusammenreimen, was sie eigentlich meinte, denn so konnte die Sache unmöglich zusammenhängen.

Mittlerweile hatte er die junge Frau glücklich ins Zimmer hereingebracht und fragte sehr ernsten Tones: „Sag 'mal, du bist doch nicht etwa wirklich verrückt?!“

„Noch nicht, aber ich werde es, wenn du mir nicht hilfst,“ rief sie, auf das alte Sofa am Fenster niedersinkend, vollkommen erschöpft, den Kopf auf die Seitenlehne fallen lassend.

Nein. Geistig gestört war sie nicht, das merkte er nun doch. Also hatte sich ein sehr überraschendes Drama abgespielt in fliegender Eile. Na ja, möglich war's schon bei den beiden, und wie er seinen Ulrich kannte, war mit dem nicht zu spaßen in gewissen Dingen. Daß es früher oder später einmal einen Bruch geben würde, hätte er sich selber sagen können. Da war so allerlei, was er längst für unhaltbar gehalten hatte in dem Haushalt der jungen Leute, und dann diese Gräfin — diese abscheuliche, alte Person! Seitdem die auf dem Schlosse war, fand er Leona überhaupt sehr zu ihrem Nachteil verändert.

„Ich muß 'mal erst Licht machen,“ meinte er und wollte hinaus, um von Ruppke eine Lampe zu holen.

Aber sie ließ ihn nicht fort und hielt ihn förmlich angstvoll fest.

„Wozu denn die Lampe? Wir können auch so reden, lieber Onkel.“

„Fällt mir gar nicht ein. Hier im Stockdunkeln mit dir sitzen und riskieren, daß du dein bißchen Vernunft vollkommen verlierst und mir an den Hals springst. — Na, laß sein! Ich geh' ja nicht fort — will nur das Licht da anzünden.“

Er nahm vom Schrank in der Ecke den Leuchter, zündete mit großer Umständlichkeit das Licht an und stellte den Leuchter auf den Tisch vor dem Sofa. Dann nahm er in der anderen Ecke Platz und sagte mit wiedergewonnener Ruhe: „So, meine Tochter, jetzt sprich dich aus und bleib hübsch in Maß und Grenzen und schieß mit den Ausdrücken nicht toll und wild übers Ziel hinaus. Was war das also für ein Unsinn, dein Mann habe dich bei Nacht und Nebel vor die Thür gejagt? Was für einen dummen Streich hast du denn begangen?“

„Gar keinen, ich —“

„Das ist nicht wahr,“ unterbrach er sie bestimmt, „jetzt bleibe gefälligst streng bei der Wahrheit, Kleine, sonst bringt dich einfach Ruppke wieder nach Hause, denn Romane und andere Lügengeschichten lese ich nicht 'mal bei Tage.“

„Fortgejagt hat er mich, das ist wahr, wirklich wahr! Aber erst morgen früh sollt' ich fort, ganz fort von ihm, für immer. Aber ich will nicht, ich will nicht!“ schrie sie verzweifelt.

„Oho! Da mußt du ja Fürchterliches begangen haben,“ sagte er, sie mit seltsamem Blick scharf fixierend, während sie die Lider über ihre verweinten Augen senkte. „Und da machst du dich nun mitten in der Nacht aus dem Hause? Hör' 'mal, das kommt mir sehr zweideutig vor mit deiner Schuldlosigkeit.“

„Schuldlos bin ich ja nicht, und ich bin mitten in der Nacht aus dem Hause gelaufen, weil ich mich so schrecklich vor ihm fürchtete und um ihn ängstigte, denn, denke nur, er ist gegen Abend aus dem Hause gegangen und noch nicht — noch nicht wieder da, und drüben im Schloß ist er nicht, und da dachte ich, er wäre bei dir; und wie ich hier alles dunkel sah, da faßte mich erst recht die Verzweiflung und die Angst, und ich wollte so lange klopfen und rufen, bis du aufmachtest, denn um nichts in der Welt wäre ich wieder zurückgegangen."

Schaudernd barg sie das Gesicht in den Händen.

„Nun laß 'mal fürs erste deine Gefühle beiseite und erzähl mir die Thatsachen. Daß er sich das Leben genommen hat —"

Leona schrie laut auf. „Das Leben genommen! Onkel, mach mich nicht wahnsinnig!"

„Glaube ich nicht — wollte ich sagen. Wenn du mich immer unterbrichst, sprech' ich kein Wort mehr! — und daß er sich irgendwo versteckt hat, kann ich mir auch nicht denken. Wenn er nicht etwa selbst das Feld geräumt hat und nach Ostafrika gegangen ist —"

Ihm war aber gar nicht spaßhaft zu Mut, und Ulrichs Fortbleiben bis gegen Mitternacht schien ihm weit bedenklicher, als er sagen mochte.

Endlich entschloß sich Leona, ihre Geschichte zu erzählen und vollkommen der Wahrheit gemäß; das fühlte der Alte und glaubte ihr alles aufs Wort.

Innerlich atmete er auf. Die Sache war ja sehr böse, aber immer noch besser, als er vermutet hatte. Wer weiß, ob sich nicht auf und aus diesem in Trümmer gefallenen Haus und Glück mit energischer Hilfe ein festeres und besseres erbauen ließ. Freilich nur mit Zeit und Weile, Geduld und festem Willen allerseits.

Leona schloß jetzt, in erneutes Weinen ausbrechend,

während der Onkel den ganz zerdrückten Brief ihrer Mutter gedankenvoll glättete und in seine Kniffe legte.

„Aber ich gehe nicht fort. Ich will nicht von meinem Manne fortgejagt werden, als wenn ich ein schweres Verbrechen begangen hätte.“

„Und weil du deinen Mann ehrlich und wahrhaftig liebst, liebes Kind, und im Herzen kein Wort glaubst von der infamen Verleumdung, nicht wahr?“

„Ach, ich weiß ja nicht. Manchmal schien es mir ja, als wenn er Katharine sehr gern hätte und mir vorzog —“

„Das kann ich ihm wahrhaftig nicht verdenken. Ich hätte dich nicht zur Frau haben mögen. Dazu gehört schon eine Engels- und Lammsgeduld zusammen. Müßtest doch aber auch dümmer sein, wie du bist, wenn du nicht einsähest, daß die Katharine an Wert und Charakter weit über dir steht. Warum soll der Mann allein denn blind sein für den Unterschied? Du magst ihn arg gequält haben, daß mein herzensguter, langmütiger, vornehmer Ulrich sich so weit hinreißen ließ, ein so energisches Ende zu machen.“

„Aber ich will das nicht. Er soll kein Ende machen. Ich bin seine Frau und will seine Frau bleiben.“

„Weil du ihn liebst und achtest, nicht wahr? Und dich furchtbar schämst und bitter bereust, nicht wahr, mein Kind?“ fragte der Greis mit sehr weicher Stimme, das junge Haupt sanft an seine Schulter legend.

Eine ganze Weile kam keine andere Antwort als ein heißes Umschlingen, ein bitteres Weinen, aber er ließ nicht nach und fragte wieder, und dann hörte er's dicht an seinem Halse, das leise gestammelte: „Ja — ja.“

„Na, gut, dann will ich dir helfen, denn ich glaube dir. Aber nun höre, was der Alte sagt, und gehorche blind und bedingungslos, sonst mische ich mich da nicht

hinein. — So, darauf gieb mir dein Wort und dein Händchen."

„Da! Da!" rief sie und streckte ihm ihre beiden, heißen Hände hin. „Gott sei gedankt, der mich zu dir geführt hat in dieser schrecklichsten Nacht meines Lebens!"

„Kann sein," gab er ernst zurück, „durch Nacht zum Licht! Aber Kindchen, mit der Reue allein ist es nicht abgemacht, dahinter muß die Buße und das Besserwerden kommen, und wenn da nicht der festeste Wille dahinter steht, dann bleibt's bei den guten Vorsätzen, und damit ist bekanntlich der Weg zur Hölle gepflastert. — So, nun werde ich den Ruppke wecken, daß er 'mal herübergeht und sich erkundigt, ob Ulrich inzwischen nach Hause gekommen ist. Und diesem werde ich schreiben, daß du bei mir bist."

Dies geschah, und Leona blieb still und geduldig, alles, was der Onkel verordnete, über sich ergehen lassend, in ihrer Ecke sitzen. Sie war so müde, so angegriffen vom Weinen und der Aufregung, daß sie in einen leichten, etwas fieberhaften Halbschlummer fiel.

Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei empor. „Ulrich! Ulrich! Was ist denn? Wo bin ich denn?" rief sie, aus schwerem Traum auffahrend. Und dann warf sich die ganze entsetzliche Wahrheit schwer auf ihr Herz.

Sie war allein im Zimmer, aber lange mußte sie nicht geschlafen haben, denn das Licht war nur ganz wenig niedergebrannt. Da kam auch schon der Onkel wieder herein.

„So," sagte er, „Ruppke ist fort mit dem Brief, und hier habe ich dir eine Tasse Thee gemacht und ein Butterbrötchen. Du hast sicher heute abend noch nichts genossen."

Dankbar küßte sie die welke, runzelige Hand, die ihr sorglich das Theegerät zurechtschob. Aber beide hielten in ihrem Thun erschreckt inne.

Ruppke konnte doch noch nicht wieder da sein, kaum hingelangt. Aber draußen ging die Gartenthür, und rasche Schritte, kräftige, elastische Schritte kamen näher. So ging Ruppke nicht.

„Ulrich!“ flüsterte Leona mit blassen Lippen und fing zu zittern an, als käme er, sie zu töten.

„Komm,“ befahl der alte Herr, dessen Gesicht einen sehr ernsten, besorgten Ausdruck zeigte, „geh da hinaus durch mein Schlafzimmer, oben in die Gaststube, wo du damals gewohnt hast, und lege dich aufs Bett. Ihr sollt euch jetzt nicht sehen.“

Bereitwillig schlüpfte Leona hinaus. Fast im selben Moment trat Ulrich ein.

Die beiden Männer standen sich einen Moment stumm gegenüber. Dann fragte Ulrich, einen Blick durchs Zimmer werfend, tonlos: „Sie ist bei dir? Ich war auf dem Wege hierher, als mich Ruppke traf. Ich war eben nach Haus gekommen.“

„Wo warst du denn hingelaufen, dies unselige Geschöpf, das möglicherweise zum Entsetzlichsten fähig war, sich selbst überlassend, he?“ unterbrach ihn der Oheim.

„Wo ich war, ich weiß es selbst kaum. Ich bin herumgelaufen, um Ruhe, Fassung, Klarheit zum Handeln zu erringen.“

„Hoffentlich hat es dir genützt,“ war die sarkastische Antwort. „Du mußt unglaublich brutal mit ihr gewesen sein, denn sie ist ja halb wahnsinnig vor Angst vor dir, wie vor einem wilden Tier, das ihr jeden Moment an den Hals springen kann.“

„So? Hat sie dir die Sache so darzustellen gewußt?“ fragte Ulrich bitter.

„Sie hat mir die Wahrheit gesagt, mein Sohn. Sie war nicht in der Verfassung, sich etwas auszudenken, und sie hat freilich schweres Unrecht gethan. Aber wenn du

glaubst, daß du keines thatest an ihr, dann irrst du recht sehr. So viel älter, stärker, erfahrener bist du und kannst nicht einmal mit diesem aus dem Nest gefallenen Vögelchen fertig werden."

„Sie ist durchaus nicht so harmlos und unschuldig wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen. Hättest du sie heute abend gesehen und gehört, du wärest vor ihr zurückgeschaudert wie ich. O nein! Sie ist reif genug, die namenlose Schmach, die unverzeihliche Beleidigung zu begreifen, die sie ihrem Manne entgegenrief und glaubte. Jawohl — glaubte!"

„Das ist nicht der Fall, Ulrich. Schreck und Leidenschaft sprachen aus ihr, oder vielmehr rissen ihr liebevolles, eifersüchtiges Herz besinnungslos mit sich fort."

„Ach, es ist empörend, ist unfaßlich! Ein unschuldiges Wesen zu beschimpfen, von dem sie nur Gutes gehabt hat, an ihre Mutter zu schreiben, heimlich, gegen meinen Willen, sie um Geld, um Unterstützung zu bitten und ihr zu klagen über ihr elendes, armseliges Los an meiner Seite! Nun, sie mag zurückgehen in das Haus ihrer Mutter, wohin ihr eitles Herz sich sehnt. Meine Geduld ist zu Ende."

„Und deine Liebe, die Treue, die du ihr versprochen hast, bis daß der Tod euch scheidet, ist wohl auch zu Ende?"

„Onkel, willst auch du meine Ehre antasten?"

„Ehre antasten! Denke nicht daran. Ich frage nur, ob du sie noch liebst und ihr die Treue halten willst, oder dich los und ledig deiner Pflichten fühlst."

„Ich verstehe dich nicht, Onkel," sagte Ulrich eisig. „Willst du sie entschuldigen, ihr das Wort reden, mir etwa die Schuld zuschieben an dem ganzen Elend, das sie mit diesem letzten Skandal abzuschließen beliebte? Nein, sie ist nicht das Weib, das ich geliebt habe, mit dem ich

herzliche Geduld und Nachsicht geübt habe, sie ist mir eine ganz Fremde geworden, die rechte Tochter ihrer Mutter."

Der Alte schwieg. Wie gut, daß sie ihn nicht hört, dachte er bekümmert.

„Und was soll nun werden?" fragte er dann ernst. „Ulrich, überlege das wohl, ehe du Unwiderrufliches thust. Dein Zorn mag gerecht sein und sehr begreiflich, aber du darfst nicht handeln, solange er nicht verraucht ist und deinen klaren Blick trübt. Willst du ihr die Scheidung vorschlagen?"

„Das überlasse ich ihr."

„Sie wird das nie thun, ich glaube es nicht, Ulrich."

„Das wollen wir abwarten. Vorläufig, Onkel, wird sie gehen, wohin sie gehört, in das Haus ihrer Mutter. Wenn du an meiner Stelle gestanden hättest, wenn du gesehen und gehört hättest, was ich erlebte, sah und hörte, o, du würdest die gutmütigen Versöhnungsversuche mit derselben Empörung zurückweisen, wenn auch dein Blut nicht mehr so heiß und rasch durch deine Adern rollt wie meines."

„Sag 'mal, Ulrich, bist du dir ganz klar, daß du jene Katharine nicht wirklich liebst, und vielleicht unbewußt dieser rasende Zorn mehr dem Angriff auf sie und ihre Ehre galt, als dem Betragen deiner Frau dir gegenüber? Bist du dir ganz klar darüber?"

„Ganz klar."

„So. Nun, das ist die Hauptsache. Das andere wird sich finden. Was willst du jetzt hier eigentlich?"

„Ich will sie holen. Sie muß diese Nacht noch unter meinem Dache bleiben. Ich will keinen öffentlichen Skandal haben. Morgen früh wird sie in aller Ordnung von mir zur Bahn gebracht und zu ihrer Mutter reisen. Auf Tage, Wochen, Monate —"

„Jahre!“ schloß der Alte kopfnickend.

„Jawohl, wie sie will.“

„Und welchen Grund willst du eigentlich für eine Scheidungsklage angeben, Ulrich?“

„Das weiß ich noch nicht. Zunächst soll sie ihren Willen haben und das elende Los an meiner Seite mit einem ihrer würdigeren vertauschen. Ich werde ihr nicht im Wege stehen. Also bitte, lieber Onkel, habe die Güte, sie rufen zu lassen.“

„Das werde ich nun allerdings nicht thun,“ war die bedächtige Antwort, „und du wirst gütigst allein nach Hause gehen. Kannst meinetwegen den Leuten sagen, ihre Mutter sei schwer erkrankt, und sie sei heute nacht schon abgefahren, oder sie sei in ihrer Angst, weil du nicht zu Hause warst, zu mir gelaufen. Aber mitgeben thue ich sie dir heute nicht, mein Junge. Sie bleibt unter meinem Dach und Schutz, und du magst dir immer einen Grund ausdenken für dein Fernbleiben morgen, denn ich selbst werde sie morgen früh zur Bahn bringen, in aller Ordnung und Stille.“

„Auch gut!“ sagte Ulrich schroff.

„So, nun kannst du gehen. Für heute nacht habe ich genug Unterhaltung gehabt.“

„Gute Nacht,“ sagte Ulrich finster und schloß die Thür hinter sich.

Er ging durch den finsteren Park dem Schlosse zu. „Es kann nicht anders sein; es wird im Leben nie etwas Gutes draus. Und wenn das Herz bricht, ich will es durchsetzen. Ich will,“ murmelte er vor sich hin.

Mitternacht war vorüber. Der Wind hatte sich gelegt. Der Himmel war sternenlos, mit schwarzen Wolken bezogen, der blasse Mondschimmer ganz verschwunden.

Still und dunkel, wie in eisigem Schweigen, stand die Nacht vor ihm, durch die er ging — seinem öden,

unglücklichen Hause zu, mit den schweren Fragen und Zweifeln und doch dem eisernen Entschluß seines Willens in dem eigenen Herzen. Er schloß seine Thür auf, trat ein und wandte sich seinem Zimmer zu.

Ueberrascht zögerte er einen Moment, denn die Thür zur Küche war weit offen und Licht darin. War Katharine noch auf? Wahrscheinlich in Sorge und Angst um sein Fortbleiben, wohl auch von Leonas Flucht unterrichtet. Zum Glück wohnte Jette nicht im Hause, sondern kam nur, wie Katharine dies eingerichtet, alle Vormittage zur Hilfe und zur groben Arbeit aus dem Städtchen, wo sie bei ihren Eltern lebte und sich Arbeit außer dem Hause suchte. Zwei Personen in der Küche waren zu viel in dem kleinen Haushalt, den Katharine sehr bequem allein besorgen konnte.

Also wenigstens war kein unnützer Spion und Lauscher mehr im Hause gewesen, als das Drama sich abspielte, flog es Ulrich durch den Sinn. Aber auch Katharine durfte nicht glauben, daß da etwas so Ungeheures geschehen sei, er mußte etwas Glaubliches für sie erfinden. Sie durfte nicht ahnen, weshalb, und daß auch ihr eigener ehrlicher Name auf dem Spiele stand.

Eilig trat er in die Küchenthür, nach Katharine rufend. Aber das Wort erstarrte ihm auf den Lippen, das Blut in den Adern, und das Entsetzen bannte ihn regungslos auf die Stelle, wo er stand.

Auf dem Erdboden lang ausgestreckt, das bleiche Gesicht nach oben gekehrt, lag Katharine regungslos auf den Steinfliesen im Schein des flackernden Lichts, das auf dem äußersten Rande des Herdes stand.

Zwanzigstes Kapitel.

Katharine hatte von den Vorgängen in der That nichts bemerkt. Zur Zeit, als Ulrich den Zwist mit seiner Frau

hatte, war sie im Stall gewesen. Von Ulrichs Heimkommen später hatte sie nichts vernommen, und Leona hatte sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen, auf Katharines Klopfen antwortend, daß sie sich nicht wohl fühle und zu Bett gehen wolle.

Katharine hatte den Tisch gedeckt und auf Ulrichs Nachhausekommen gewartet. Als er dann nicht kam, wunderte sie sich nicht so besonders. Er mochte ja in seinem Beruf Abhaltung haben. Wer weiß, was auf dem Vorwerk passiert war. Sie stellte den Thee warm und das übrige ließ sie ruhig auf dem Tisch stehen, sich in ihre Küche zurückbegebend, um bald die Ruhe zu suchen. Leonas Hinausschlüpfen war so leise geschehen, daß sie in ihrer Kammer im ersten Schlafe nichts davon gehört hatte.

Sie hatte schon eine ganze Weile geschlafen, als sie sich ermunterte, denn ihr war, als habe sie im Traum schon eine Weile ein leises, fortgesetztes Geräusch gehört, ganz in ihrer Nähe — ein Tappen, ein Tasten und Schlürfen, als suche jemand den Weg zu ihr; dann das vorsichtige Aufklinken einer Thür. Eilig sprang sie auf. Es konnte nur Leona sein, die sie ja krank im Bett glaubte, und der vielleicht schlechter geworden war, so daß sie nun doch ihrer Hilfe bedurfte.

„Ich komme schon," rief sie, hastig einen Rock über ihr Nachtgewand werfend und das Licht anzündend.

Leona mußte doch keines bei sich haben, daß sie so unsicher tastete, oder sich sehr krank fühlen.

Sie stieß die Küchenthür auf und taumelte mit einem Aufschrei des Schreckens zurück, die Geistesgegenwart aber nicht verlierend, sondern rasch noch das Licht auf die Herdecke setzend, das ihr beinahe aus der Hand gefallen wäre.

Vor ihr, im Dunkel des Flurs, mit einer erlöschenden,

hin und her schwankenden Lampe in der Hand, stand nicht Leona, sondern eine Gestalt, die sie in dem ersten Augenblick und bei der unsicheren Beleuchtung gar nicht erkannte: die Gräfin Caßbrough.

Katharine war nicht langsam von Begriff und hatte viel kaltes Blut. Sie sagte sich sofort, daß im Schloß irgend etwas Furchtbares geschehen sein müsse, und die Gräfin den wohlbekannten Weg, welchen Leona jetzt öfter bei ihren Besuchen drüben benutzte, genommen hatte, nämlich den durch die kleine Verbindungsthür vom Vorflur durch einen kurzen Gang nach dem Flur der angebauten Inspektorswohnung.

„Was ist geschehen, Frau Gräfin?" fragte sie, ihre Fassung wiedergewinnend. „Der Herr Verwalter ist nicht zu Hause. Sind Frau Gräfin erkrankt?"

Die Frau sah furchtbar verändert aus. Graublonde, dünne Haarsträhnen hingen von ihrem Gesicht hernieder, also fehlte die schöne, rotblonde Perücke; ihr Gesicht war erdfahl, ohne Schminke, der Mund eingefallen, den sonst das meisterhaft gearbeitete Gebiß wölbte; die hohe Gestalt, ohne Korsett und Kunstunterstützung, in dem weißseidenen, mit grauem Wolfspelz verbrämten Hauskleide, unschön, eingefallen und schlaff. Sie trat, etwas vor sich hin murmelnd, dicht auf Katharine zu, die, wieder ängstlich werdend, zurückwich, unwillkürlich die Hand nach der gefährlich hin und her schwankenden Lampe ausstreckend, um sie ihr abzunehmen.

Die Worte waren so undeutlich, daß Katharine sie zuerst nicht verstand. Die Lampe ließ sich die Gräfin ruhig abnehmen, dann aber fuhr sie mit den Händen plötzlich nach Katharines Kehle, packte sie und schrie mit zornfunkelnden Augen: „Mein Kind, mein kleines Kind will ich haben! Es ist hier — versteckt — Sie haben es — Sie wissen, wo es ist. Geben Sie mein Kind her

— ich will — ich will — ich will mein kleines Kind von Ihnen haben, oder ich töte Sie!"

Ihre Stimme war immer schriller, immer gellender geworden, und Katharine erkannte mit lähmendem Entsetzen, daß sie eine Wahnsinnige vor sich habe. Schon fühlte sie deren Hände an ihrem Halse, es war ihr unmöglich, ein Wort hervorzubringen.

„Was starren Sie mich so an," rief die Wahnsinnige heiser, „Sie wollen nicht — Sie wollen mein Kind nicht herausgeben — mein kleines Kind! Ha, Sie haben es umgebracht und vergraben! — Wo? Wo? Ich will es haben, ich will mein kleines Kind wieder haben — tot oder lebendig — aber gleich — gleich! Her damit, her damit, oder ich bringe dich um!" Und sie begann ihr Opfer mit der Kraft des Wahnsinns zu würgen.

Ein furchtbarer Ringkampf entstand zwischen den beiden Frauen. Katharine suchte, dumpfe Hilferufe ausstoßend, sich loszureißen, aber sie fühlte, daß die Gräfin, die sie um Kopfeslänge überragte, bei weitem die Stärkere war. Todesangst erfaßte sie, und ihre Sinne begannen zu schwinden. Sie sank in die Kniee.

„Verraten! Betrogen! Elende Verbrecher seid ihr alle! Gemordet habt ihr's, es ist nicht da, mein Kind!" schrie die Wahnsinnige und stieß den Kopf ihres armen Opfers auf die harte Erde. Es war das letzte, was Katharine empfand. Dann wurde es dunkel vor ihren Augen.

Mit einem gräßlichen Auflachen der Befriedigung war die Gräfin aufgesprungen. „Rache — Rache! An euch allen!" rief sie, dann eilte sie nach der kleinen Thür, die in den Gang führte, durch den sie gekommen war, und warf sie hinter sich ins Schloß. —

Wenige Minuten später stand Ulrich an Katharines hingestreckter Gestalt. Es gelang ihm, sie ziemlich bald

wieder zum Bewußtsein zu bringen. Angstvoll überzeugte er sich zunächst davon, daß sie nicht verwundet war, dann hob er sie auf und trug sie in das Zimmer, wo er sie auf das Sofa niederlegte. Sie war noch zu schwach, um zu gehen oder zu sprechen. Auf sein entsetztes Fragen hatte sie nur mit den blassen Lippen das deutliche Wort: „Gräfin!" gehaucht und mit der Hand versucht, eine Bewegung nach ihrem Halse zu machen.

Ulrich konnte aber natürlich nicht begreifen, was sie meinte, und glaubte auch falsch verstanden zu haben, denn was konnte Gräfin Caßbrough damit zu thun haben?

Nachdem er Katharine so weit versorgt hatte, eilte Ulrich nun ebenfalls durch den Gang in den anderen Flur des Schlosses, nach weiterer Hilfe, nach Aufklärung. Da merkte er allerdings, daß Entsetzliches passiert sein müsse.

Die zweite Thür am Ende des Ganges stand offen. Er hörte Stimmen und eilige Schritte, angezündete Lichter und Lampen ohne Glocken standen im Flur auf dem großen Serviertisch, wie man sie eben im ersten Moment nächtlichen Schreckens zu ergreifen pflegt. Die Thür zu dem Zimmer des Hausherrn stand offen. Auch dort Lichter und erregte Stimmen. Ebenso offen stand die Hausthür, und er hörte jetzt laut und heftig jemand seinen Namen rufen.

„Ich bin schon hier," rief er und wollte eben den weiteren Befehl geben, sofort nach Kempzin zum Arzt zu schicken, als er Herrn v. Stangenbergs Stimme hinter sich hörte am Fuß der Treppe.

Die Unglücksbotschaft beider Männer prallte sozusagen aufeinander.

„Meine Schwester ist plötzlich krank geworden," flüsterte der Schloßherr, der an allen Gliedern zitterte und krampfhaft Ulrichs Arm umspannte.

„So war also sie es,“ rief Ulrich entsetzt, „die Katharine in der Küche überfiel und nahezu tötete!“.

Stangenberg erschrak so furchtbar, daß er gegen den Treppenpfeiler taumelte, und Ulrich ihn nur durch rasches Zufassen vor dem Hinfallen bewahren konnte. Aus dem totenblassen Gesicht des Mannes starrten ihm so angsterfüllte Augen entgegen, daß Ulrich nicht wußte, was er denken oder sagen sollte.

„Ist sie — ist das Mädchen — schwer verletzt?“ stammelte der Schloßherr.

„Ich hoffe nicht, ich kann es noch nicht sagen. Ein Arzt muß zur Stelle so schnell als möglich.“

„Es ist schon danach geschickt,“ versetzte Stangenberg, „wegen meiner unglücklichen Schwester. O, wenn das arme junge Mädchen nur gerettet wird!“

— — — — — — — — — — — —

Katharine wurde noch in derselben Nacht auf Anraten des Arztes in das Kempziner Krankenhaus gebracht, wo sie allein sachgemäße Pflege finden konnte.

Mit der Wahnsinnigen hatte man weniger Mühe, als man anfänglich geglaubt. Der Tobsuchtsanfall war vorüber, und stumpf, vollständig willenlos, regungslos bis auf die ununterbrochen umherspähenden Blicke, lag sie auf dem Diwan in Herrn v. Stangenbergs Zimmer, woselbst sie nach dem rasenden Auftritte, den sie nach ihrer Rückkehr in das Schloß gemacht, erschöpft niedergesunken war.

Aus Posen waren telegraphisch sofort Irrenarzt und Wärterinnen bestellt. So lange, bis diese eintreffen konnten, war natürlich die entsetzlichste Gefahr im Verzuge, da man ja nicht ahnen konnte, welchen Fortgang der Anfall nehmen konnte, und von den Dienstboten niemand zu bewegen war, in der Nähe der Geistesgestörten zu bleiben.

Stangenberg und Ulrich übernahmen die gefahrvolle Wache, alle Vorsichtsmaßregeln treffend, die nur möglich

waren, damit die Kranke nicht etwa sich selbst oder anderen ein Leid zufügen konnte. Eine schmerzliche Sorge für Stangenberg aber war es, wie es möglich sein würde, sie zu transportieren und nach der Anstalt zu bringen, wo sie ohne Zweifel hingehörte. In dem einsamen Schloß konnte sie doch nicht bleiben! Mit Bangen bemerkten beide Männer, wie sich zwischen den Brauen der Kranken eine tiefe, schwere Zornesfalte gebildet hatte, und erwarteten jeden Augenblick, daß sie wieder aufspringen und toben würde.

Als endlich der Irrenarzt eintraf, geschah nichts von allem Befürchteten. Ganz teilnahmslos blieb sie in derselben Stellung liegen, ließ alles mit sich machen, und die Untersuchung ihres Geisteszustandes konnte zunächst überhaupt nicht als bestimmend oder gar abschließend gelten. Nur, daß alle Anzeichen auf hochgradige Morphinomanie und eine rapide Auflösung des Organismus hindeuteten, darüber war der Arzt nicht im Zweifel. Er ordnete für einige Tage Beobachtung und Pflege in den gewohnten Räumen und Verhältnissen an, ehe an eine Ueberführung in eine Anstalt gedacht werden könne.

Was aus Katharine werden sollte, die fiebernd im Krankenhause lag, darüber konnte Ulrich vorläufig zu keiner ruhigen Ueberlegung kommen, da ihm das eigene Geschick eine so schwere Aufgabe auferlegte, selbst als die äußere Ruhe im Schloß wiederhergestellt worden war, und er wie früher seinen Arbeiten nachging. Jedenfalls war es ausgeschlossen, daß sie seinen Haushalt weiterführte, nachdem Leona ihn verlassen hatte.

Für deren plötzliche Abreise gab er den Wunsch seiner erkrankten Schwiegermutter an, damit zugleich den vielleicht wieder auftauchenden Gerüchten über das traurige Zerwürfnis die Spitze abbrechend. —

Es war eine traurige, aber leider nicht allzu seltene

Geschichte, die später in stiller Stunde Herr v. Stangenberg Ulrich erzählte, die Geschichte, die einen so schrecklichen Abschluß gefunden hatte. Er sprach von seiner Schwester Ferdinande, der durch blinde, anbetende Mutterliebe verwöhnten, einzigen Tochter, von ihrem nie gezügelten Eigenwillen, dem lächelnden Nachgeben aller Launen, weil ihr ja alles so „reizend stand". Was sie haben wollte, das bekam sie, denn wie konnte man Ferdinande weinen sehen! Das ging über Mutterkräfte. Wie schlimm wendete sie dann ihre Zaubermacht an, die sie über alle Menschen gewann, denn sie war kein guter Charakter; von Kindheit an eine raffinierte Lügnerin, eine gefährliche Kokette, eine vollendete Schauspielerin!

Was konnte sie mit einem Blick, einem Lächeln, einigen leisen Worten nicht alles sagen, wenn sie auch kein Atom davon fühlte! Rührselig, ohne alle Regung von wahrem Mitleid, ohne Rücksichtnahme auf andere, egoistisch bis zur Grausamkeit. Zügellos in ihrem Willen, zu jeder gesetzlosen That fähig, etwas zu erreichen; klug genug, das Verbot in seiner Weisheit zu begreifen und dies Begreifen im härtesten Aburteilen an anderer Leute Fehlern und Schwächen anzuerkennen, für sich unter allen Umständen die Straflosigkeit beanspruchend.

Mit siebzehn Jahren verliebte sie sich in blinder Leidenschaft in einen jungen, schwärmerischen Mann, eine feinbegabte Dichternatur, den Sohn eines Arztes mit schlicht bürgerlichem Namen. Diesmal aber fand sie bei der ganzen Familie entschlossensten Widerstand ihrer ernsthaft scheinenden Laune gegenüber. Dies genügte, um sie sinnlos zu machen und zum Aeußersten zu treiben; und während sie mit raffinierter Schlauheit beginnenden Wahnsinn aus Gram um den Geliebten heuchelte, errang sie von der gequälten, in Todesangst gebrachten Mutter die Einwilligung. Der Mann war ja ehrenhaft, und nur Standes-

vorurteile standen der Ehe entgegen. Man ließ diese also jetzt fallen, die Ehe wurde geschlossen. Kaum drei Jahre hatte sie gewährt, unter den stürmischesten, bösesten Auftritten und Vorgängen, als Ferdinande ihre Heirat satt hatte und ihren schlichten Mann lächerlich und widerwärtig fand. Mit derselben rücksichtslosen Energie, mit der sie die Heirat durchgesetzt hatte, verlangte sie nun die Scheidung und setzte sie durch ohne Schwierigkeit von seiten ihres Gatten, dem in tiefster Seele vor der krassen Egoistin graute. Wäre ein Kind dagewesen, hätte er sich wohl besonnen, so aber ließ er sie gern ziehen, da dies Hindernis der Scheidung nicht vorhanden war.

Sie aber wußte, daß ein solches eintreten würde, verschwieg es und ging außer Landes mit ihrem Geheimnis.

In einem versteckten Dorf am Rhein kam Katharine zur Welt. Eine Predigerswitwe im Orte nahm sich der Mutter und des Kindes an. Ferdinande hatte ihr auch eine gar so merkwürdige, rührende Geschichte mit überzeugender Wahrheit zu erzählen gewußt, und mit großer Barmherzigkeit übernahm die gute, einfache Frau die Pflege des armen, kleinen Wesens. Da sie selbst in ganz auskömmlicher Lage war, verzichtete sie auf jede Entschädigung, da die junge Mutter gestand, betrogen und ganz unvermögend zu sein.

Ferdinande hatte nicht die Absicht, dem Vater des Kindes Mitteilung vom Aufenthalt desselben zu machen, sondern wollte das ewige Stillschweigen über ihre niederträchtige Handlungsweise decken; auch der guten Frau Stark fest versprechend, sich niemals als Mutter des Kindes zu melden. Nur unter dieser Bedingung wollte jene die Kleine pflegen und erziehen.

Der Vater Katharines starb bald nach seiner Ehescheidung an einem Lungenleiden, und Katharine hatte niemals Kunde von seinem Leben und Sterben erhalten.

Später zog die Pflegemutter nach Köln. Dort erlag die brave Frau einem Schlaganfall, als Katharine erwachsen war, ohne ein Testament gemacht zu haben über ihren Nachlaß. War sie doch stets bei rüstigster Gesundheit und noch in den besten Jahren gewesen. So fiel das Geringe, was da war, an die nächstberechtigten Verwandten, die in sehr dürftigen Verhältnissen lebten. Für Katharine konnten sie denn auch nichts thun, als ihr beim Suchen einer Stellung behilflich sein.

Mit Ruhe und Fassung, vernünftig und voll praktischen Verstandes, hatte Katharine ihr Schicksal in die eigene Hand genommen.

Ferdinande aber genoß, nachdem sie sich ihres Kindes entledigt hatte, nun ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Leben, nachdem sie zuerst eine Zeitlang das Haus ihrer kränklichen Mutter beglückt hatte, bis diese schließlich nicht ungern ihren wilden Liebling, dem die Kurzsichtige immer noch keine wirkliche Schlechtigkeit zutraute, mit einer passenden, älteren Gefährtin auf die von ihr so heiß ersehnten Reisen schickte. Der lästigen Aufpasserin entledigte sich die junge Frau sehr bald, nun neue lügenhafte Briefe nach Hause schreibend, die alles in Ruhe und Sicherheit wiegten. Jahr und Tag abenteuerte sie in der Welt, bald in dieser, bald in jener Gesellschaft, umher. Die Mutter starb und übergab mit dem letzten Seufzer die Schwester dem gewissenhaften Schutze ihres einzigen Bruders Rudolf, der, soweit es in den Grenzen seiner Macht lag, diesem letzten Wunsche der geliebten Mutter nachkam.

Bei einem Aufenthalt in Nizza lernte Ferdinande dann den belgischen Grafen Caßbrough kennen, einen viel älteren Mann, und heiratete ihn, da er in glänzender Lage war. Nach kurzem, kinderlosem Ehestande starb ihr Gemahl, ihr die Nutznießung seines großen Vermögens bis zu

ihrem Tode überlassend, worauf es dann auf seine Kinder erster Ehe übergehen sollte.

Witwe geworden, noch immer anscheinend von blendender Schönheit, wurde Ferdinande wieder durch ihre Reise- und Abenteuerlust auf die merkwürdigsten Kreuz- und Querfahrten getrieben, wo allerdings vielfach ihr Bruder sie begleitete.

Sich nicht von ihm irgendwie beeinflussen oder gar in ihrem Willen behindern zu lassen, das war ein leichtes Spiel für sie. Wie verdorben sie aber war, das vermochte auch dieser edle und weichherzige Mann, der keineswegs ein Menschenkenner war, nicht völlig zu durchschauen. Ihr Kind hatte Ferdinande eigentlich vollständig vergessen; es war verschenkt und dabei gut aufgehoben, außerdem ihr geradezu widerwärtig in der Erinnerung an den lächerlichen Mißgriff ihrer ersten Heirat.

Dann auf einmal, als Ferdinande, die sich als Gräfin Caßbrough Fernande nannte, so ziemlich alles, was das Leben bieten konnte, ausgekostet und dabei ihre Gesundheit und ihr Nervensystem völlig ruiniert hatte, als sie mit Schrecken erkannte, daß sie alt und krank sei, kam sie auf die Idee, sich doch einmal zu erkundigen, was denn eigentlich aus dem kleinen Mädchen geworden war.

Liebe war es natürlich nicht bei einer solchen Natur. Es war Ueberdruß an dem bisherigen Lebenswege, der Wunsch vielleicht, Neues zu empfinden, etwas Neugier und ähnliche Gründe, vielleicht auch Furcht vor dem Tode und Gewissensangst. Jetzt zog sie den Bruder in das Geheimnis, weihte ihn ein mit dem ganzen Apparat ihrer Schauspielkunst, ihrer nie versagenden überzeugenden Beredsamkeit.

Aber diesmal verfing alles nicht. Rudolf war zu empört, zu verständnislos für solch eine Mutter. Er selbst hatte unter diesem Namen immer nur das Heiligste,

das Treueste und Liebevollste verstanden. Widerwillig nur ging er auf ihren eigensinnigen Wunsch ein, denn er kannte sie nun doch zur Genüge, um für das unschuldige Wesen von dieser Mutter und von dieser spät erwachten Mutterliebe nur das Allerböseste zu fürchten.

Es gelang ihm, die Schlaue zu täuschen und immer wieder jede Spur Katharines, die er selbst erst spät entdeckte, zu verwischen und die Suchende auf falsche Fährte zu leiten, denn er hatte durch seine Erkundigungen erkannt, daß Katharine recht gut aufgehoben sei.

Fernande schien es, als ob ihr Bruder kein besonderes Interesse ihrer Idee, die Tochter aufzusuchen, entgegenbrachte, und heimlicherweise sicherte sie sich die Hilfe eines erfahrenen Detektives. Diesem gelang es bald, die Spur Katharines zu finden, gerade als Katharine ihre erste Stellung aufgegeben hatte und nach Kempzin zu Uhlensteins gezogen war.

Mit nicht geringem Erstaunen vernahm nun Spangenberg den plötzlichen Einfall seiner Schwester, ihren Wohnsitz in Kempzin aufschlagen und sich dort ankaufen zu wollen.

Was konnte er dagegen machen?

Er bereitete sich also vor, nach dem Schlosse auch für seine Person überzusiedeln. Erst unterwegs teilte ihm Fernande mit, welche Veranlassung sie zu diesem, ihm so sonderbar erscheinenden Plane habe.

Er konnte nun nichts mehr thun, als mit allen Künsten der Ueberredung sie zu überzeugen suchen, daß nur sehr langsames, vorsichtiges Vorgehen, das junge Mädchen nicht zu erschrecken, sondern langsam zutraulich gegen die vornehme Frau Gräfin zu machen, vielleicht zum Ziele liebevollen Anschlusses derselben führen könne.

Wie falsch fing das Fernande an, mit welch alten, verbrauchten, hier so ganz und gar unangebrachten Zauber-

künsten! In allen Dingen, wo es galt, Herzenstakt zu zeigen, war sie geradezu täppisch und dumm.

Hier im Schlosse bei dem nahen Zusammenleben bemerkte Rudolf erst vollkommen und mit großer Besorgnis die gefährliche Zerrüttung ihrer Nerven, ihre plötzlichen, ungerechtfertigten Heftigkeitsausbrüche, den Verfall ihrer Kräfte, und seine Sorge begann gerade zu der ziemlich bestimmten Befürchtung einer nahenden Katastrophe zu werden, als diese, weit schneller noch, als er gedacht hatte, plötzlich eintrat und dem Scheindasein dieser durch und durch verrotteten Existenz ein Ende machte.

(Fortsetzung folgt.)



Mentzels Glück.

Eine einfache Geschichte. Von Maximilian Böttcher.

Mit Illustrationen von Enrico Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Nein, was manche Menschen doch für 'n Glück haben! Da haben die Mentzels — Sie wissen doch, der Maurerpolier, der im Hinterhaus zwei Treppen hoch wohnt — von irgend 'nem ganz fremden Menschen, noch dazu 'nem Franzosen, tausend Thaler geerbt!“

Das war die große Neuigkeit, die in einem Hause der Lietzmannstraße, im Nordosten von Berlin, von Thür zu Thür kolportiert wurde.

„Was Sie sagen!“ meinte der eine, als er die welterschütternde Nachricht empfing, schüttelte den Kopf und drehte die Augen zum Himmel, als erwarte er, daß ihm aus den Wolken ebenfalls drei Tausendmarkscheine zufliegen sollten.

„Natürlich,“ knurrte ein anderer mit unverhehltem Groll, „die gebratenen Tauben fliegen ja immer denen ins Maul, die Geld genug haben, sich welche zu kaufen!“

Und ein dritter zog gar die Nase kraus und sagte verächtlich: „Von 'nem Franzosen? Das Geld hätte ich gar nicht genommen.“

Das war einer von jenen Heuchlern, die, wenn sie

die Weintrauben nicht kriegen können, sie mit dem Fuchs aus der Fabel für zu sauer erklären.

Der Hausbesitzer aber schlug freudestrahlend auf den Tisch und sprach: „Mentzel? Na, das ist recht. Dem hab' ich's gerade gegönnt; denn er ist der pünktlichste Zahler und der ordentlichste Mensch von sämtlichen Parteien, die auf meinem Grundstück hausen."

Und so wie der Wirt urteilten auch noch einige andere, die nicht neidisch und mißgünstig waren, sondern jedem Menschen das Gute gönnten, das ihm das Schicksal in den Schoß warf.

Mentzels waren ruhige, fleißige Leute. Dieses Zeugnis mußte ihnen der Gehässigste ausstellen. Otto Mentzel war als nüchterner und zuverlässiger Arbeiter bei den Bauunternehmern der ganzen Gegend geschätzt, und selbst in den kältesten Wintermonaten kam es nur selten vor, daß er 'mal auf einige Tage keinen festen Posten hatte. Aber auch dann lag er nicht müßig zu Hause 'rum wie seine Kollegen sonst, sondern erleichterte seiner Frau die vielen Lasten ihres arbeitsschweren Lebens, indem er ihr in der Wirtschaft half, die Schularbeiten der Kinder beaufsichtigte und dergleichen mehr. Die Kneipen hatten an ihm einen schlechten Kunden. Nur im Hochsommer geschah es manchmal, daß er sich von einem der Lehrlinge aus der nächsten Destillation eine „kühle Blonde" holen ließ. Und in den eisig kalten Wintertagen trank er wohl ab und zu einen heißen Grog zur Erwärmung des inneren Menschen. Seine Sonntage verwandte Mentzel meistens dazu, für gute Bekannte auf dem Lande, denen es nicht so sehr auf architektonische Vollkommenheit als vielmehr auf Billigkeit ankam, Pläne und Zeichnungen für Häuser, Scheunen und Stallbauten anzufertigen. Das brachte ihm einen hübschen Nebenverdienst und seiner Frau manch angenehme Beihilfe für die Bestreitung des Tisches in

Gestalt von Eiern, Obst, Hühnern und ähnlichen schmackhaften Naturalien, für deren Ankauf der sparsamen Hausmutter das Geld meistenteils zu schade war, denn es war ihr erstes Lebensprinzip, das, was ihr Mann verdiente, mit eisernen Fingern zusammenzuhalten.

Bei Frau Martha Mentzel wurde kein Speiserest in den Mülleimer geworfen, und kein Kleidungsstück in den Lumpenbeutel gesteckt, solange noch irgend ein Flicken darauf sitzen wollte. Und doch gingen Mentzels alle so sauber angezogen, daß es eine Freude war. Frau Martha fand aber auch vor Flicken, Waschen, Nähen und Stopfen kaum noch so viel Zeit, daß sie die Mahlzeiten mit Ruhe herrichten konnte. Und wenn es galt, für sich oder die drei schulpflichtigen Töchter neue Kleider anzuschaffen, dann mußte sie schon regelmäßig die halben Nächte für ihre Schneiderei mit in Anspruch nehmen.

Trotz ihrer musterhaften Sparsamkeit betrachteten es Mentzels durchaus nicht als Last, daß sie Frau Mentzels alte, vollständig mittellose Mutter, die sich kaum noch aus ihrem Lehnsessel fortrühren konnte, mit ernähren mußten. Sie dachten im Gegenteil beide mit wehmütigen Gefühlen an die Stunde, da die treuen Augen in dem lieben, verschrumpften Sorgengesicht sich schließen würden für immerdar. Und trotz der Genauigkeit, mit der sie ihre Bedürfnisse einschränkten, wiesen sie wirklich Bedürftige niemals unerquickt von ihrer Schwelle.

Daß das launische Glück gerade in diesen geordneten Hausstand Einkehr gehalten hatte, war ja allerdings seltsam genug. Doch war Mentzels Glück nicht ganz so groß, wie es die Leute in dem Hause der Lietzmannstraße machten. Erstens betrug die Erbschaft nicht tausend Thaler, sondern nur eintausenddreihundertachtzehn Mark und sechzig Pfennig, und zweitens war der liebenswürdige Erblasser Mentzel durchaus kein Unbekannter.

Am Abend nach der blutigen Schlacht bei Mars-la-Tour war es gewesen. Otto Mentzel, der als „Fünfunddreißiger" im Feuer gestanden hatte, war gegen Ende des Gefechts von einem leichten Streifschuß am Kopf getroffen worden, der ihn für eine Stunde bewußtlos zu Boden gestreckt hatte. Als er aus seiner Betäubung erwacht war, hatte sich drüben hinter einem Hügel, dessen Baumbestand von Granaten zerfetzt war, die Sonne zur Rüste geneigt. Otto hatte mit Hilfe seiner wohlgefüllten Feldflasche seine Lebensgeister zu neuer Kraft entfacht und sich aufgerappelt, um irgend eines der Feldlazarette zu gewinnen, bei dem er sich verbinden lassen könnte. Unterwegs war er auf einen blutjungen Franzosen gestoßen, der eine schwere Verwundung an der rechten Brustseite erlitten hatte. Das Bürschchen, das kaum achtzehn Jahre zählen mochte, hatte dagelegen mit totenblassem, eingefallenem Gesicht und leise und herzzerreißend gewimmert. Als Mentzel an ihm vorbeigekommen war, hatte der Verwundete ihn so flehend angesehen, daß dem derben preußischen Füsilier die schwächliche Knabengestalt in der Seele wehthat. Ist ja zwar ein Franzos, hatte er gedacht, aber hat doch auch gewiß 'ne Mutter, die sich die Augen ausweinen würde, wenn ihr Sohn hier mit eingescharrt würde in das große, große Grab. Und er hatte den Franzosen aus seiner Feldflasche erquickt und ihn sich trotz der eigenen Wunde auf den Rücken geladen und ihn wohl eine halbe Stunde weit bis zum nächsten Verbandplatz geschleppt. Der Zufall hatte es gefügt, daß er mit dem von ihm Geretteten in dem gleichen Lazarett geblieben war. Als er dann nach ein paar Wochen geheilt zu seinem Truppenteil entlassen wurde, hatte der Franzose ihm innig die Hände gedrückt und gesagt: „Nie vergesse ich, was Sie für mich gethan haben, mein Lebensretter, mein Freund!"

Mentzel dachte schon längst nicht mehr an sein Erleb-

nis, als er im Jahre 1874 aus Paris von dem jungen Franzosen einen eingeschriebenen Brief erhielt, in dem dieser ihn unter Einsendung von fünfhundert Franken Reisegeld um seinen Besuch bat. Mentzel besann sich nicht lange, sondern reiste fröhlich und wohlgemut nach der Hauptstadt der französischen Republik. Louis Collet war seit dem großen Kriege ein hübscher junger Mann geworden, empfing den „Prussien“ wie einen Bruder, machte ihn mit allen Herrlichkeiten von Paris bekannt und drang schließlich in ihn, er möge als Teilhaber seines großen Weingeschäftes bei ihm bleiben. Mentzel erschien diese Dankbarkeit eine übertriebene, und da er auch mit seiner ganzen Seele an seiner deutschen Erde hing, so lehnte er das freundliche Anerbieten ab. Als er dann schon zur Heimfahrt im Bahnwagen saß, mußte er noch einmal ähnliche Worte hören wie im Lazarett im Jahre siebzig: „Ich werde nie vergessen, mein Freund, daß Sie mir damals das Leben gerettet haben.“

Herr Louis Collet aber war ein leichtlebiger Mensch; das hatte Otto Mentzel schon in den paar Tagen weg, in denen er sich von ihm Paris zeigen ließ. Und als der Franzose nach einem tollen Leben noch in den besten Jahren plötzlich einem Schlaganfall erlag, da hinterließ er nur ein Vermögen von etwa zweitausend Franken. Alles andere, das Weingeschäft und das schöne Haus, wurde ein Raub der Gläubiger. Laut letztwilliger Verfügung war Otto Mentzel zu seinem Universalerben eingesetzt worden und erhielt dann auch nach langen kostspieligen Formalitäten, die von den zweitausend Franken noch rasch ein paar hundert wegfraßen, schließlich eintausenddreihundertachtzehn Mark und sechzig Pfennig ausgezahlt.

— — — — — — — — — — — —

„Na, Mutter, was machen wir nun mit dem vielen





Geld, das uns da ins Haus geregnet ist?“ fragte der Maurerpolier seine getreue Gattin.

„Ja, Mann, das beste wird sein, wir bringen es auf die Sparkasse.“

„Alles? Die ganzen tausenddreihundertachtzehn Mark und sechzig Pfennig?“ forschte Mentzel verschmitzt lächelnd weiter.

„Na, die Pfennige können ja zurückbleiben. Davon kannst du dir Zigarren kaufen,“ gab Frau Martha großmütig ebenso zurück.

Der glückliche Erbe holte aus seiner Brieftasche, die wohl schon an die zwanzig Jahre alt sein mochte, drei funkelnagelneue Hundertmarkscheine hervor und legte sie prahlerisch auf den einfachen Holztisch, vor dem er seiner Gattin gegenüber saß.

„Sieh 'mal,“ sprach er, „stechen dir die drei nicht in die Augen?“

„Wieso?“ fragte Frau Mentzel.

„Na, du willst doch schon jahrelang ein neues Sofa haben für unsere gute Stube.“

„Ach, Unsinn!“ antwortete Frau Martha zögernd.

„Thu bloß nicht so, du bescheidene Seele. Gesagt hast du ja zwar noch nichts, aber ich hab's dir doch angesehen, wenn du an den Möbelgeschäften mit so schmachtendem Blicke vorbeigegangen bist. Oder wenn du nicht genug 'rumbürsten konntest an deinem alten rotbraunen Sonntagsnachmittagsschlummerlager.“

Frau Martha lachte und nahm mit einer raschen Handbewegung die drei Hunderter an sich.

„Na, dann wollen wir also morgen abend gehen und die feinsten Möbelgeschäfte der Residenz einer Besichtigung unterziehen,“ meinte Mentzel.

„Weißt du, Otto,“ erwiderte seine Gattin, „ich glaube, wir kommen besser weg, wenn wir kein fertiges Sofa kaufen, sondern uns das Gestell und die nötigen Zuthaten an Seegras, Roßhaar, Stoff und so weiter selber besorgen und das Sofa von Schulens Jungen, dem Tapezierer, der jetzt gerade ohne Stellung ist, machen lassen.

Der junge Mensch ist ordentlich, und wir wissen dann wenigstens, was in unserem Sofa drinsteckt, und haben die Katze nicht im Sack gekauft."

„Oder die Motten nicht in den Bandgurten. Ein guter Gedanke, Mutterchen!" Er tätschelte ihr die Hand, die gerade die Nadel aus einem Strickstrumpf auf den Tisch niederlegte. „Da soll noch einer sagen, daß die Frauen keine Gedanken haben!"

„Und was soll mit dem Gelde werden, das von den dreihundert Mark übrig bleibt?" fragte die Frau, in deren Fingern die Stricknadeln schon wieder klappernd hin und her flogen. „Ich denke, für hundertfünfzig Mark kriegen wir ein Sofa, auf dem Kaisers sitzen könnten."

„Weil du immer so 'n braves Weib gewesen bist, kannst du von den restlichen hundertfünfzig Mark für dich und die Kinder neue Kleider und Wäsche anschaffen."

„Und du? Was willst du haben?"

„Ich habe ja die sechzig Pfennig für Zigarren von dir gekriegt."

Frau Mentzel lachte. „Alter Spaßvogel!" sagte sie zärtlich und klatschte ihrem Mann herzhaft auf die von Sonnenglut und Wetter gebräunte Wange.

„Nun bleiben aber noch die achtzehn Mark," fuhr der Maurerpolier fort, „denn ich denke, wenn wir rund tausend auf die Sparkasse tragen, ist's gerade genug."

„Die achtzehn Mark nimm nur für dich."

„Nein, nein; die stelle ich auch meiner geehrten Familie zur geneigten Verfügung."

„Wüßte nicht, wozu."

„Na, vielleicht wissen's die Gören," sagte Mentzel, öffnete die Thür zum Nebenzimmer, in dem seine drei Mädel Schularbeiten machten, und rief: „Kommt 'mal rein, ihr Gesellschaft!"

Die Kinder sprangen vom Tisch auf und stürmten

in die Stube der Eltern, daß die Zöpfe nur so umherflogen.

„Nun wünscht euch 'mal irgend was, wovon wir alle was haben: ich, Mutter, Großmutter und ihr drei! Aber mehr als achtzehn Mark darf es nicht kosten."

„Achtzehn Mark?" In einem Atemzuge kam diese erstaunte Frage von den drei Paar frischen Kinderlippen. „Solch eine Menge Geld!"

Eine Weile standen die Mädchen und dachten nach. Plötzlich sprach die jüngste halb freudig und halb zaghaft: „Laß uns am Sonntag nachmittag alle nach Schönholz oder der Hasenheide fahren, wo die Karussells sind, das Kasperletheater, die Pfefferkuchen- und die Würfelbuden."

„Ach ja . . . ach ja!" stimmten die anderen beiden jauchzend ein.

„Na, was meinst du, Mutter? Wollen wir? Wir haben uns so wie so seit 'ner Ewigkeit kein Vergnügen gestattet, und ich möchte eigentlich auch für mein Leben gern 'mal wieder 'n Tänzchen mit dir riskieren. So 'ne Erinnerung an den seligen Brautstand —"

„Mir ist's recht," erwiderte die Frau.

Die Mädchen stimmten ein Triumphgeschrei an und tanzten im Zimmer umher.

„Pst, nicht so laut," beschwichtigte die Mutter. „Ihr weckt die Großmutter aus ihrem Nachmittagsschlaf auf."

„Richtig, die Großmutter!" warf Mentzel ein. „Die kommt zu kurz bei dem Geschäft, weil sie die Partie nicht mitmachen kann."

„Weißt du, Papa," sprach darauf die zweite Tochter, „schenk ihr 'ne Flasche Ungarwein, dann hat sie ihren Anteil weg."

„Hast recht, Mädel," lachte der Maurerpolier. „Die Sache ist also abgemacht. Sonntag geht's nach der Hasenheide."

2.

„So, Frau, wir werden jetzt wohl abmarschieren müssen. Es ist schon spät, und wir verpassen schließlich noch die letzte Pferdebahn,“ sagte Mentzel, der in heller Hose, schwarzem Gehrock und weißer Weste ordentlich schneidig aussah.

„Ja, und du mußt morgen wieder um Fünf heraus,“ gab seine Frau zurück. Sie stand auf und rief die Kinder, die mit einigen Altersgenossinnen durch den Garten tollten, in dem Musikanten in ohrenzerreißender Weise zum Tanz aufspielten. Die Mädel in ihren hellen Kleidern ließen die Unterlippen hängen, als sie hörten, daß die seltene Freude schon ein Ende haben sollte, und schließlich faßte sich die jüngste ein Herz zu folgenden Worten: „Ach, Vater, noch ein bißchen könnten wir wohl bleiben!“

„Na, meinethalben. Noch eine Viertelstunde. Dann aber tretet ihr mir hier sofort wieder an! Sonst findet ihr morgen nicht aus den Federn.“

Die Mädchen eilten freudestrahlend davon, und Mentzel wandte sich wieder an seine Gattin. „Na, Mutter, wir können uns am Ende auch noch 'nen Walzer leisten.“ Und er nahm seine Frau in die Arme und wirbelte mit ihr davon. Und da es der letzte Tanz sein sollte für lange Zeit, so schwang er seine leichte Last wie einen Federball im Kreise herum und schlug im Uebermute bei jedem zweiten Takt mit dem rechten Fuß hinten aus. Das ging so eine ganze Weile. Dann aber traf er plötzlich mit seinem gediegenen Stiefelabsatz gegen irgend was Festes. Ehe er noch darüber im klaren war, was ihm da in die Quere gekommen, ertönte hinter ihm ein gellender Aufschrei, offenbar aus dem Munde eines weiblichen Wesens, und als er erschreckt seine Frau losließ

und sich umwandte, lag zu seinen Füßen ein auffallend aufgeputztes Mädchen, das in einem fort wimmerte: „Mein Fuß, mein Fuß!“

Der Tänzer dieser Dame begann wütend loszuschimpfen. Schnell bildete sich ein Kreis um die beiden Paare, und es herrschte allgemeine Aufregung.

„Halten Sie den Schnabel!“ rief Mentzel, dem die Zornadern aufquollen, dem Tobenden jetzt zu. „Sonst —“ und er reckte den Arm gegen seinen Gegner.

Der schien sich zu sagen, daß mit dem muskelstarken Maurerpolier nicht gut Kirschen essen sei; denn er stellte sein Fluchen ein und brummte nur noch leise vor sich hin.

„Was haben Sie denn eigentlich, Jungferchen?“ fragte Mentzel nun, indem er sich zu der am Boden Liegenden niederbeugte und sie in seine Arme nahm wie ein Kind.

„Ach ... ach ... ich glaube, Sie haben mir meinen Fuß zerschlagen ... er ist gebrochen ... ja, ja ... er ist gebrochen ... ich fühl' es ganz genau!“

„Na, ganz so schlimm wird's ja nicht sein,“ tröstete der Maurerpolier und bahnte sich einen Weg durch die Mauer der Neugierigen. Seine Frau und die Kinder, Thränen in den Augen, folgten, während der Mann, der zuerst so wütend geschimpft hatte, seine Dame schnöde im Stich ließ und spurlos verschwand.

Mentzel eilte auf die Straße.

„Wo wollen Sie denn eigentlich mit mir hin?“ wimmerte die Verletzte.

„Zum Doktor,“ stieß der Geärgerte zornig hervor, „damit wir sehen, was mit Ihrem Fuß los ist.“

Ein herzzerreißendes Stöhnen quoll von den Lippen der Unbekannten.

„Martha, sind die Kinder da?“ rief der Maurerpolier über die Schulter weg seiner Frau zu, die ihm mit den drei Mädchen an den Händen kaum folgen konnte.

„Ja, Otto,“ antwortete sie traurig.

„Na, dann los! Da drüben halten Droschken!“ Und schon hatte er den Fahrdamm überschritten. An der ersten Laterne neben der ersten Droschke stand ein Schutzmann.

„Sie, Mann Gottes, wo ist die nächste Sanitätswache?“

„Finkenstraße 137,“ antwortete der Gefragte.*)

„Danke für gütige Auskunft. Heda, Sie da auf'm Bock, schlafen Sie morgen weiter! Jetzt fahren Sie mich 'mal erst schleunigst mit meiner süßen Last nach der Finkenstraße!“

Der Rosselenker fuhr aus dem Traum, brummte ein paar Worte vor sich hin und zog seinem mageren Gaul träge die Decke ab.

Mentzel hatte die Verunglückte bereits in der Droschke abgesetzt. Sie wimmerte so anhaltend, daß es den stärksten Menschen nervös machen mußte. „So geben Sie sich doch nur noch die paar Minuten zufrieden!“ rief ihr der Maurerpolier zu. Dann sprang er schnell wieder aus dem Wagen, schob seine Frau und die drei Mädchen hinein, warf die Thür ins Schloß und schwang sich neben dem Kutscher auf den Bock.

Nach einer Viertelstunde, während der die kühle Nachtluft Mentzels erhitzte Stirn angenehm abgekühlt hatte, hielt die Droschke vor der Sanitätswache. Alle stiegen aus, und das Gefährt rollte davon.

„Ihr bleibt draußen!“ rief der Maurerpolier seinen Angehörigen zu, während er mit der Verletzten durch die Thür verschwand.

Nach zwei Minuten kam er schon wieder ans Freie.

„Vorwärts, Lisbeth, lauf 'mal die Straße 'runter

*) Siehe das Titelbild.

bis zur nächsten Ecke und hol 'ne Droschke her!" rief er seiner Aeltesten zu.

Die Kleine, die schon ganz schlaftrunken war, trottete mit steifen Beinen davon.

„Was ist denn?" fragte Frau Martha begütigenden Tones, da sie sah, daß die Zornesadern ganz dick auf ihres Mannes Stirne lagen.

„Ach, das Frauenzimmer will sich nicht von dem Heilgehilfen untersuchen lassen. Nun müssen wir mit ihr zum Arzt."

„Aergere dich nicht, Männchen!" suchte ihn Frau Martha zu beschwichtigen. „Vielleicht hat das Fräulein große Schmerzen."

„Na ja."

Endlich kam Lisbeth mit der Droschke heran. Die Beladung wurde in derselben Weise vorgenommen wie das erste Mal, und nach zwanzig endlos langen Minuten war man an der Thür des Arztes angelangt, dessen Adresse Mentzel in der Sanitätswache erfahren hatte. Nach längerem Klingeln erschien ein verschlafenes Dienstmädchen an einem Fenster des ersten Stockwerks und verkündete, daß der Herr Doktor vor einer halben Stunde nach der Sanitätswache in der Finkenstraße gegangen sei, über die er die ärztliche Aufsicht habe."

„Da soll doch gleich —!" murmelte der Maurerpolier und ließ sein Fuhrwerk die soeben zurückgelegte Strecke zurückmachen.

Als er seine beharrlich fortwimmernde Last wieder in die Sanitätswache hineinschleppte, war der Arzt schon wieder nach Hause gegangen, da er niemand vorgefunden hatte, der seiner Hilfe bedürftig gewesen wäre.

„Wenn Sie jetzt wieder hinfahren, treffen Sie ihn sicher zu Hause," meinte der Heilgehilfe.

„Ich danke," erwiderte Mentzel zornig.

Frau Martha, die leise hinter ihrem Gatten eingetreten war, redete der Verunglückten zu, sie solle sich doch von dem Heilgehilfen untersuchen lassen.

„Nein ... nein ... das thue ich nicht," gab diese, die man auf ein Feldbett niedergelegt hatte, mit abwehrender Handbewegung zurück.

„Aber warum denn nicht?" fragte Mentzel wütend.

„Eine Freundin von mir hat sich 'mal 'nen gebrochenen Arm von 'nem Heilgehilfen verbinden lassen, und da ist der Arm nachher steif geworden."

„Ich will ja Ihr Bein gar nicht verbinden, ich will bloß sehen, was Sie eigentlich dran haben," suchte der Heilgehilfe sie zu überreden.

„Das verstehen Sie doch nicht," erwiderte die junge Dame schnippisch.

„Kommen Sie nur, Herr Vizedoktor, und walten Sie Ihres Amtes," fuhr jetzt Mentzel auf, schritt auf die widerspenstige Patientin zu und packte sie so fest an den Schultern, daß sie sich nicht zu rühren vermochte. Als sie aber zu schreien begann, hielt er ihr noch seinen Unterarm geschickt vor den Mund. Frau Martha trat nun ebenfalls heran und redete der Unbekannten mit freundlichen Worten zu, sie solle doch vernünftig sein, es wäre doch nur ihr eigener Vorteil.

Das Mädchen war auch einen Moment ruhig. Kaum hob jedoch der Heilgehilfe seine Hände gegen ihr verletztes Bein, als sie ihm mit dem gesunden Fuß eins zu versetzen trachtete. Das rüttelte den Jünger Aeskulaps denn aber doch aus seinem bisher bezeigten Gleichmut auf.

„Wenn Sie jetzt nicht ganz still liegen, Fräulein, dann werden Sie einfach chloroformiert!" drohte er.

Und dies Schreckenswort verfehlte seine oft erprobte Wirkung auch diesmal nicht. Sie hielt stille.

Mentzels Absatz hatte das linke Schienbein der Un-

bekannten dicht über dem Fußgelenk getroffen. Ueber den Saum der ehemals eleganten Stiefeletten war das Fleisch schon ganz dick herausgeschwollen. Der Heilgehilfe versuchte die kleinen schwarzen Knöpfchen des Schuhes vorsichtig zu öffnen. Da aber die Patientin dabei gar zu fürchterlich schrie, so ließ er sich ein Messer bringen. Das entlockte der Patientin, die wohl denken mochte, ihr Bein solle gleich amputiert werden, zunächst wieder ein jämmerliches Hilfegeschrei. Nur mit Mühe beruhigte man sie so weit, daß der „Vizedoktor" den Stiefel ohne Lebensgefahr für sie der ganzen Länge nach aufschneiden konnte. Den alten schwarzseidenen Strumpf, durch den die Zehen neugierig Ausguck hielten, traf das gleiche Schicksal.

„Schöne Sache!" brummte Mentzel seiner Frau zu. „Da kann ich dem Flittchen für ihren zerschnittenen Lumpenkram neue Stiefel und Socken kaufen."

„Laß doch gut sein!" tröstete die mitleidige Gattin. „Du hast ja auch, wenn auch unabsichtlich, das Unheil angerichtet."

Der Heilgehilfe untersuchte den beschädigten Fuß mit so viel Vorsicht und Sachkenntnis, als ihm irgend zu Gebote standen.

„Na?" machte der Maurerpolier gespannt.

„Hm ... hm. Gebrochen ist das Bein nicht, so viel steht fest. Es kann aber sein, daß die Knochenhaut ein bißchen beschädigt ist. Sie müssen ja übrigens ausgeschlagen haben wie 'n junges Pferd."

„Lassen Sie Ihre Witze!" brummte Mentzel.

„Was soll denn nun werden?" fragte Frau Martha.

„Vorläufig 'ne Eisblase auf die verletzte Stelle bringen, damit sich die Geschwulst verzieht," sagte der Heilgehilfe mit wichtiger Miene.

„Nein, nein," protestierte die Patientin. „Ich mache nichts, was mir nicht der Arzt verordnet hat."

„Hat er Ihnen am Ende bei Ihrer Magerkeit und Ihren blassen Backen auch verordnet, auf 'n Tanzboden zu gehen?" höhnte der Maurerpolier.

„Es können nicht alle Menschen so vierschrötig aussehen wie Sie," gab die Gefoppte schlagfertig zurück.

„So lassen Sie sich doch eine Eisblase auflegen, liebes Fräulein!" bat Frau Martha.

„Unter keinen Umständen!"

„Sie werden aber den Schaden davon haben," mahnte der Heilgehilfe. „Die Entzündung in Ihrem Bein kann so schlimm werden, daß Sie — —"

„Ist mir egal!" unterbrach ihn die Widerspenstige.

„Mir aber nicht!" fuhr Mentzel zornig auf. „Wo ist hier das nächste Krankenhaus?"

Der Heilgehilfe gab eine Adresse an.

„Also los!" kommandierte der Maurerpolier, belud sich wieder mit der Patientin und ging auf die Thür zu. „Vergiß nicht zu bezahlen, Frau!" sprach er über die Schulter zurück.

„Sie haben ja den Stiefel und den Strumpf vergessen!" rief der Heilgehilfe, indem er die Bekleidungsgegenstände mit zwei Fingern hochhob.

„Die können Sie ins Märkische Museum tragen!" erwiderte Mentzel mit gezwungenem Lachen und trat ins Freie.

Der Droschkenkutscher von vorhin wartete an der nächsten Laterne. Er schien geahnt zu haben, daß man ihn noch brauchen würde.

Nach einer halbstündigen Fahrt hielt das Gefährt am Portal des bezeichneten Krankenhauses. Es war überfüllt. Kein Bett mehr zu haben. Die barmherzigen Schwestern, die sich das verletzte Bein ansahen, gaben den gleichen Rat wie der Heilgehilfe. „Eisumschläge, bis die Geschwulst niedergeht. Und morgen früh lassen Sie den Arzt kommen!"

Mentzel war mit seiner Patientin wieder in Gnaden entlassen.

„Wo wohnen Sie?“ fragte er die Unbekannte.

„Nach Hause kann ich nicht,“ antwortete sie lakonisch.

„Warum denn nicht?“

Sie machte eine Menge Ausreden und Erzählungen, die aber alle so unwahrscheinlich klangen, daß der Maurerpolier schließlich zornig hervorstieß: „Lassen Sie nur das Gerede, zu dem ohnehin keine Zeit ist, und gestehen Sie ein, daß Sie überhaupt keine feste Wohnung haben!“

„Nein. Ich bin nicht von hier. Ich bin aus Leipzig.“

„So seh'n Sie auch aus!“ gab der wütende Mentzel unlogisch zurück.

„Mutter,“ sprach er, indem er seine Last wieder im Wagen absetzte, „wir haben also Logierbesuch auf einige Tage.“

Er warf den Schlag zu, schwang sich auf den Bock und ließ den Rosselenker nach der Lietzmannstraße fahren. Dort mußte er sein schönes breites Bett an die Patientin abtreten. „Wie heißen Sie denn eigntlich?“ fragte er sie.

„Alma Rausch.“

„Hübscher Name!“ schrie er und ging in die „gute Stube“, um sich da auf das Sofa zu werfen.

„So viel Aerger, wie mir das Frauenzimmer gemacht hat, ist mir die ganze Erbschaft nicht wert,“ knurrte er, während er sich auf der unbequemen Bettstatt in die erträglichste Lage wälzte.

3.

Am folgenden Tage kam der Arzt und verordnete natürlich Eisumschläge. Er machte der Patientin Vorwürfe, daß sie sich der Anordnung des Heilgehilfen nicht gefügt hatte. Sie hätte sich eine Menge Zeit und viele Schmerzen ersparen können.

„Wie lange wird denn die Geschichte ungefähr dauern?" fragte Frau Martha, als sie den Arzt zur Thür begleitete.

„Na, ich denke etwa drei Wochen."

Die sparsame Hausmutter seufzte. Für so lange Zeit einen Kostgänger mehr auf der Tasche liegen zu haben, noch dazu eine Kranke — das war bitter. Und wieviel Geld schon draufgegangen war bei der endlosen Droschkenfahrerei gestern nacht! Und was der Arzt verlangen würde ... ach, du lieber Gott! Am eigenen Leibe und an der Wirtschaft ließ sich das ja unmöglich abknapsen, da mußte man schon seine Zuflucht zu der Erbschaft nehmen. Das schöne, schöne Geld! Wie war ihr die Freude zu Kopfe gestiegen, als sie vorgestern vormittag die tausend Mark auf die Sparkasse getragen hatte! Ordentlich wie eine Kapitalistin war sie sich vorgekommen. Aber so ging's im Leben. Arme Leute kommen einmal zu nichts.

Wenn sie nur das Sofa nicht bestellt und die neuen Kleider und Wäschestücke nicht angeschafft hätte! Die für all diesen Luxus daraufgegangenen dreihundert Mark hätten doch sicher gereicht, diese dumme Krankheitsgeschichte zu überwinden, und es wäre wohl auch noch etwas übrig geblieben.

Ihr Mann hatte schuld daran, daß alles daraufgegangen war; er konnte nichts teuer genug kriegen. So viel sie auch gegen seine Verschwendungssucht protestiert hatte, Mentzel hatte nur gelacht und gesagt: „Aber was willst du denn eigentlich, Mutter? Wir haben's ja dazu!" —

Seufzend ging Frau Martha wieder in die Schlafstube hinüber zu der Kranken, an deren Bein der Eiswasserumschlag alle zwei Minuten erneuert werden mußte. Eine nette Wirtschaft! Die unglückliche Hausmutter konnte gar nicht an die Bereitung des Mittagessens denken oder sonst irgend eine Verrichtung im Haushalte vornehmen.

Wie eine regelrechte Krankenpflegerin, die weiter nichts zu thun hat, mußte sie am Bette ihrer Patientin sitzen. Ein wahres Glück, daß um elf Uhr die beiden jüngsten Mädels aus der Schule kamen. Schnell wurde der einen beigebracht, wie man kalte Umschläge macht, und die andere zum Vater auf den Bau geschickt, um ihn zu bitten, er möge heute 'mal im Wirtshaus essen. Dann eilte Frau Mentzel in die Küche, um für die Familie eine Milchsuppe zu kochen.

Als der Maurerpolier abends nach Hause kam, war er sehr schlechter Laune. Natürlich! Das Kneipenessen, das 'ne Menge Geld kostet und nicht vorhält! Und der Gedanke an den ungebetenen Gast zu Hause!

„Haben Sie denn gar keinen Angehörigen hier, zu dem ich Sie hinbringen könnte?" fragte er die Kranke.

„Nein."

„Arzt, Pflege und Zeitversäumnis will ich Ihnen ja gerne bezahlen."

Alma Rausch zog die mageren Schultern hoch und machte ein sauer-süßes Gesicht.

„Sie müssen doch aber irgendwo gewohnt haben, Menschenskind."

„Ja, hab' ich. Aber seit dem Ersten bin ich ohne Logis."

„Und Ihre Sachen?"

„Hat meine letzte Wirtin für Miete und Kostgeld innebehalten."

„Nette Geschichte! Was sind Sie denn eigentlich?"

„Ich nähe Steppdecken. Aber dabei ist auch so wenig zu verdienen."

„Natürlich! Find' ich auch!" Mentzel stapfte wütend in die Küche hinaus, in der seine Frau am Herd stand und ihm Bratkartoffeln, sein Lieblingsgericht, zubereitete.

„Mein Bett muß ich wieder kriegen, Frau!"

„Ja, gewiß, ich habe auch schon daran gedacht, bei deiner schweren Arbeit.“

„Das Frauenzimmer muß 'raus!“

„Aber wohin? In ein Krankenhaus? Das ist so kostspielig.“

„Ich denke, wir machen ihr ein Lager in der guten Stube zurecht.“

„Auf dem Sofa kann sie doch aber nicht liegen mit dem schlimmen Fuß.“

„Ich werde gehen und 'ne neue Bettstelle kaufen. Wenn Lisbeth 'mal heiratet, hat sie gleich was für die Aussteuer.“

Höhnisch lachend ging er davon und ließ die Bratkartoffeln kalt werden.

Als der Arzt am folgenden Vormittag wieder kam, befahl er die Anschaffung einer Eisblase, da die kalten Umschläge nicht die beabsichtigte Wirkung erzielten. Die Eisblase brauchte nur alle zwei Stunden frisch gefüllt zu werden und brachte die Geschwulst in drei Tagen so weit zum Sinken, daß ein heilender Verband angelegt werden konnte. Jeden Tag kam der Doktor, befühlte die verletzte Stelle, die immer noch dick war, und legte einen neuen Verband an. Das dauerte jedesmal knapp zehn Minuten, und jedesmal rechnete er sich dafür in seinem Notizbuch drei Mark Honorar an.

— — — — — — — — — — — —

Drei Wochen waren vergangen. Alma Rausch war unter Frau Marthas Pflege ordentlich aufgeblüht. Ihre hohlen Wangen waren voll geworden, ihre Schultern und Arme begannen sich zu runden. Mentzels Portemonnaie aber wußte ein Klagelied zu singen von dem unheimlichen Appetit seiner Patientin. Und der Arzt war nach wie vor alle Tage gekommen. Und dennoch war an dem kranken Bein keine erhebliche Besserung zu spüren.

Alma brauchte zwar nicht mehr das Bett zu hüten, sie saß den ganzen Tag in Großmutters bequemem Lehnstuhl, den diese mit schwerem Herzen geopfert hatte, und las Romane, die ihr Frau Martha aus der Leihbibliothek beschaffen mußte, aber sie war völlig außer stande, den verletzten Fuß auf den Boden zu setzen. Und wenn der verzweifelte Maurerpolier sie zum Auftreten zwingen wollte, dann schrie sie wie toll und fiel jedesmal beinahe in Ohnmacht. Es schien, als wenn die Entzündung auf das Gelenk geschlagen wäre, und der Fuß steif zu werden drohte. Es war einfach zum Verrücktwerden.

Am ersten Tag der vierten Woche — an einem Sonntag also — präsentierte der Doktor zum erstenmal seine Rechnung. Da er im Anfang der Krankheit dann und wann zweimal täglich gekommen war, so waren es gerade dreißig Besuche geworden, das machte neunzig Mark. Mentzel bekam einen Wutanfall. Er erklärte dem Arzt, daß er auf sein Wiederkommen verzichte. Herr des Himmels! Was hatte ihn das unglückselige Weib nun schon gekostet! Es war ja nicht das Honorar für den Arzt, das neue Bettgestell und die Kosten für die teure Verpflegung allein. Da Alma Rausch außer dem, was sie auf dem Körper trug, nichts besaß, so hatte Frau Martha sich genötigt gesehen, ihr ein Kleid, zwei neue Hemden, drei Paar Strümpfe und dazu Stiefel und Hausschuhe zu kaufen.

Mit heftigen, ja ungestümen Schritten durchmaß der Maurerpolier die Schlafstube. In das Wohnzimmer, welches neben der von Alma besetzt gehaltenen guten Stube lag, traute er sich schon gar nicht mehr hinein.

„Wenn ich höre, daß das Frauenzimmer da nebenan sich bewegt oder 'mal hustet, dann könnt' ich schon toll werden," pflegte er zu sagen.

Plötzlich riß er die Thür zu der dem Schlafzimmer

benachbarten Küche mit einem so starken Ruck auf, daß Frau Martha, welche gerade das Mittagessen bereitete, vor Schreck einen Teller zu Boden fallen ließ.

„Na ja,“ donnerte Mentzel los, „nun fang du auch noch an ... es geht ja so noch nicht genug bei uns zum Deibel!“

Die Frau schwieg. Was sollte sie dem Erregten auch antworten?

„Sag 'mal,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wieviel Geld hast du denn nun eigentlich in den drei Wochen schon von der Sparkasse abgehoben?“

„Vierhundert Mark,“ war die unter einem schweren Seufzer erteilte Antwort.

„Und wieviel ist von diesen vierhundert Mark noch da?“

„Gegen zwei Thaler ... ich muß morgen wieder gehen und hundert Mark holen.“

„Was? Die vierhundert Mark sind schon alle?“ Breitbeinig, mit funkelnden Augen pflanzte sich Mentzel vor seiner Gattin auf. „Das ist ja eine Schandwirtschaft!“

Das war seiner biederen Hausfrau dann aber doch zu viel. „Ja, denkst du denn, ich habe das Geld zu meinem Vergnügen ausgegeben?“ fragte sie mit bebenden Lippen zurück, indes ihr die Röte ins Gesicht stieg. „Rechne doch gefälligst nach!“

In Mentzel stieg die Scham auf. Ohne ein Wort zu erwidern, machte er Kehrt und verließ die Küche.

Im Schlafzimmer nahm er seine unstete Wanderung wieder auf. Also vierhundert Mark schon! Somit waren von der Erbschaft noch ganze sechshundert Mark vorhanden. Und das neue wertvolle Sofa stand oben auf dem Boden zur Privatunterhaltung der Motten, weil man in der Wohnung keinen Platz hatte, es unterzubringen.

Das mußte anders werden ... das konnte so nicht

weiter gehen. Ja, wenn's noch das Geld allein gewesen wäre, was hinging. Das hätte sich schließlich vielleicht noch verschmerzen lassen. Aber die ruhige Mentzelsche Musterwirtschaft ging unter der Anwesenheit der hartnäckigen Patientin zum Kuckuck. Nirgends war mehr die rechte Ordnung, der rechte Schwung und Zug in der Sache. Vor der immerwährenden Bedienung Almas kam seine Frau gar nicht mehr an die Instandhaltung ihres Hausstandes. Kaum, daß sie so viel Zeit fand, die Mahlzeiten herzurichten und ihm 'mal ein paar Arbeitshosen zu flicken. Die Säuberung der Wohnung und die geistige Pflege der Kinder mußte immer Hals über Kopf vorgenommen werden. Die Mädel brachten schlechte Unterschriften unter ihren häuslichen Arbeiten heim, und die Großmutter stöhnte ob ihres verlorenen Lehnstuhls. Und während Fräulein Rausch sich ordentliche Hängebacken zugelegt hatte, war seine Frau zusehends abgemagert. Nicht annähernd mehr so sauber und niedlich sah sie aus wie früher, hatte hohle Wangen und lief umher mit tiefen blauen Rändern um die Augen. Und die Leute auf dem Bau hielten ihn schon mit seinem Logierbesuch zum besten.

Eine Woche lang wollte er's noch mit ansehen, aber dann — dann mußte das Frauenzimmer aus dem Hause. Ganz gleich, wohin. Und wenn es sein ganzes Vermögen kostete. . . .

Am Nachmittag dieses schönen Sonntags ging Mentzel allein aus, was seit undenklichen Zeiten nicht vorgekommen war. Und er ging in ein Wirtshaus und kam erst spät in der Nacht mit einem Rausch wieder heim. Und Frau Martha weinte Thränen der Verzweiflung darüber.

Als Mentzel am nächsten Abend vom Bau nach Hause kam, ließ ihn Frau Martha durch Lisbeth fragen, was denn nun eigentlich werden solle. Sie selbst würdigte

ihn, eingedenk der fürchterlichen Nacht, noch keiner Ansprache.

„Vater, die Mutter läßt fragen, ob du nicht einen anderen Doktor bestellen willst für das Fräulein?"

Mit diesen Worten entledigte sich die Aelteste ihres Auftrages.

„Fällt mir gar nicht ein!" gab der Angeredete zurück. „So 'n Doktor versteht überhaupt nichts. Das hab' ich bei dem vorigen gesehen. Knöpft mir so 'n Kerl neunzig Mark ab für nichts! Für rein gar nichts. Ich könnte toll werden, wenn ich dran denke."

„Ach, sei doch vernünftig, Vaterchen!" bat die Kleine und streichelte dem Zornigen die schwielige Faust.

„Hast recht, mein Kind, hast recht. Und bestelle deiner Mutter, daß ich also keinen neuen Doktor will. Aber sie soll 'rumschicken zur Frau Wudicke, die doch immer so wunderthätige Salben hat und solche geheimnisvollen Sympathiekuren macht — am Ende hat die mehr Glück bei dem ... dem ... bei Fräulein Rausch."

Und so geschah es. Frau Wudicke, eine sechzigjährige Sibylle mit schmutzigen Kleidern und einer imponierenden großen Brille, kam noch an demselben Abend, besah Fräulein Almas Fuß, an dem keine Spur einer Verletzung mehr zu erblicken war, erklärte die Sache trotz alledem für sehr schlimm und sprach über die kranke Stelle mit Augenrollen und gespenstischen Gebärden einige Beschwörungsformeln aus. Nachdem sie zum Schluß noch eine grünliche Salbe auf den Fuß geschmiert hatte, prophezeite sie, das Leiden würde dank ihrer Kur in drei bis vier Tagen gehoben sein.

Am folgenden Tage, nachdem Frau Wudicke wieder ihre Beschwörung vorgenommen hatte, sagte Fräulein Rausch zu Frau Martha: „Möchten Sie mir nicht eine Postkarte geben, Frau Mentzel?"

Frau Mentzel brachte die Postkarte, Alma bemalte sie mit fürchterlichen Krähenfüßen, Lisbeth mußte sie in den Briefkasten stecken, und am folgenden Nachmittag klingelten bei Mentzels zwei auffallend aufgetakelte junge Damen und fragten nach Fräulein Rausch. Sie wurden in das „Gastzimmer" geführt, wie der Maurerpolier neuerdings seine gute Stube nannte, und da gab's dann bis zum späten Abend ein Erzählen und Lachen so lauter und rücksichtsloser Art, daß die alte Großmutter nebenan ganz nervös wurde vor Aufregung. Tags darauf kamen die beiden Freundinnen wieder und brachten noch eine Kollegin mit. Sie baten Frau Martha, Kaffee zu kochen, und diese war dumm genug, es zu thun, und erhielt zum Dank ein Stück vertrockneten Napfkuchen. Später ließen die Damen Bier holen und tranken tüchtig.

Frau Martha war außer sich. Wenn sich die Sache mit Alma Rausch so weiter entwickelte, dann würde sie Mann und Kinder im Stich lassen und in die Spree gehen. Trotz dieses verzweifelten Vorsatzes wollte sie aber ihrem Gatten vorläufig noch nichts von dem jüngsten Treiben in der guten Stube sagen, aus Angst, er werde aus Zorn am Ende wieder ins Wirtshaus gehen und nachts mit einem Rausch heimkehren.

4.

Als Alma am Freitag früh den kranken Fuß immer noch nicht aufsetzen konnte, sagte Mentzel: „Du, Frau, ich meine, das Frauenzimmer verstellt sich, die will sich noch den ganzen Herbst und Winter bei uns auf die Mast legen. Keine Arbeit, keine Sorgen und dabei immer 'ne warme Stube und gutes Essen . . . das gefällt der schon!"

„Du solltest es noch 'mal mit 'nem neuen Doktor versuchen, Mann! Zu Frau Wudicke hab' ich so wie so kein Zutrauen."

Der Maurerpolier ging und holte einen jungen Mediziner aus der Nachbarschaft, der noch keine Praxis hatte. Dieser, ein flotter Kerl mit blondem Schnurrbart und kräftigen Schmissen über Kinn und Wangen, betrachtete den kranken Fuß durch seinen schwarzumränderten Kneifer.

„Ich sehe nichts," sprach er. Und leise flüsterte er Mentzel ins Ohr: „Ich glaube, die verehrte Dame simuliert."

„Das habe ich schon zu meiner Frau gesagt," stieß der verzweifelte Hausvater eifrig hervor.

„Wo thut's denn eigentlich weh?" wandte sich der Doktor wieder an Alma.

„So, wenn ich das Bein stillhalte, gar nicht ... bloß, wenn ich's bewegen will."

Der Mediziner schmunzelte, packte mit der linken Hand das Bein der Patientin und mit der rechten den Fuß fest an und bewegte das Gelenk kräftig hin und her. Die Patientin schrie dabei, als ob sie am Spieß stecke.

„Hören Sie, Fräulein, Sie spielen Komödie! Ihr Fuß ist vollständig in Ordnung," sagte der Arzt, indem er die hohe Stirn in Falten legte.

„Ich verbitte mir solche Verdächtigungen, Herr. Was denken Sie denn eigentlich von mir?" war die prompte Antwort.

Der junge Mediziner wiegte den Kopf bedächtig hin und her. „Also, Herr Mentzel," sprach er, „hier ist nichts anderes zu machen, als den kranken Fuß gründlich zu massieren, aber gründlich! Das können Sie übrigens selber thun." Und er machte dem Maurerpolier vor, wie man massiert, bearbeitete das Bein Almas so kräftig mit seinen muskulösen Fingern, daß ihr der Angstschweiß aus allen Poren brach, und ihre Stimmbänder infolge des Schreiens schließlich versagten. „Sie haben ja noch kräftigere Hände als ich," sprach der Doktor dann, während

er sich die Hände wusch. „Also alle Abend und alle Morgen eine halbe Stunde ordentlich massieren. Die Kranke muß dabei schwitzen, als säße sie in einem Backofen. Und dann wollen wir sie auf halbe Kost setzen. Sie ist zu fett, und das verhindert den Umlauf der heilenden Säfte. Sie erhält in Zukunft nur Wassersuppe, Brot, Kartoffeln und dann und wann ein weiches Ei oder ein Stückchen ausgekochtes Rindfleisch! Nächstens spreche ich wieder vor."

Draußen auf dem Korridor tröstete er den unglücklichen Maurerpolier noch mit den Worten: „Lassen Sie nur, die schaffe ich Ihnen bald vom Halse!"

Gerührt drückte Mentzel ihm die Hand. —

Und es kam wieder ein Sonntag. Jener Sonntag, der den Uebergang von der vierten zur fünften Krankheitswoche bildete, jener Tag, für den Mentzel sich vorgenommen hatte, mit Alma Rausch ein Ende zu machen.

Am Freitag und Sonnabend hatte er mit seinen harten, schwieligen Fingern an seiner Patientin Fuß die verordnete Massage in einer Weise ausgeführt, bei der „kein Auge trocken bleiben konnte". Er hatte gearbeitet und gewütet, daß nicht nur Alma, sondern auch er selbst ganz erschöpft war. Dennoch war die Sache am Sonntag vormittag immer noch dieselbe. Alma blieb dabei, daß sie eher sterben würde, als den kranken Fuß auf den Boden stellen.

Der junge Arzt wurde über diese Hartnäckigkeit doch ein wenig stutzig.

„Ich weiß nicht, lieber Mentzel," sagte er, nachdem der Maurerpolier in seiner Gegenwart wieder zwanzig Minuten lang mit dem Kraftaufwand von zwei Pferdestärken massiert hatte, „ich weiß nicht, ob es sich hier nicht vielleicht doch um ein thatsächliches Leiden handelt. Ich meine, bei Ihrer Art zu massieren, möchte der Teufel

die Lust am Simulieren einbüßen. Auf halbe Kost haben Sie die Kranke doch auch gesetzt? ... Na ja ... dann ist's gut. Immerhin wollen wir also noch ein paar Tage mit dieser Behandlung fortfahren. Wenn das Fräulein sich wirklich verstellen sollte — lange wird sie diese Verstellung nicht aushalten."

Aber Mentzels Geduld war so ziemlich erschöpft.

„Nee, Herr Doktor," antwortete er, „ich habe keine Lust, mir an dem Frauenzimmer meine ehrlichen Finger zu verunglimpfen. Und ich habe mir vorgenommen, wenn vier Wochen um sind und sie ist nicht gesund, dann muß sie 'raus. Und heute sind vier Wochen um. Welches Krankenhaus können Sie mir empfehlen?"

„Nur nicht so hitzig, lieber Mentzel, nur nicht so hitzig! Meinen Sie etwa, das Fräulein hat's im Krankenhause schlechter als bei Ihnen? Wenn sie wirklich simuliert, werden wir sie höchstens auf die Weise los, die wir jetzt eingeschlagen haben — geringe Kost und schmerzhafte Massage."

„Na, und wenn sie nicht simuliert?"

„Dann werden wir ja nachher weiter sehen."

„Hm ... nun bin ich ebenso klug wie vorher. Giebt's denn keinen Arzt, keinen Professor, der sicher feststellen könnte, ob sie sich verstellt oder nicht?"

„Hm, man könnt' es ja immerhin versuchen und so 'ne Kapazität kommen lassen. Die Herren sind aber sehr teuer."

„Für Fräulein Alma ist mir nichts zu teuer," gab Mentzel mit trockener Ironie zurück.

„Na, dann gehen Sie nur morgen hin zum Professor H. und bitten Sie ihn, daß er 'mal bei Ihnen vorspricht. Oder soll ich ihm lieber telephonieren?"

„Ach ja, wenn Sie so gut sein wollen."

„Schön. Adieu, lieber Mentzel." —

Der Maurerpolier begab sich vom Korridor aus, in dessen Stille und Abgeschiedenheit er mit dem jungen Arzt verhandelt hatte, in die Küche. Gerade sah er, wie seine Frau, irgend etwas unter der Schürze verbergend, eiligst in die Stube schlüpfte. Argwöhnisch, wie er in den letzten Wochen geworden war, eilte er ihr nach und faßte sie noch an der Thür des Gastzimmers ab, das offenbar das Ziel ihrer geheimnisvollen Expedition war.

„Halt, Madamchen! Was verstecken Sie denn da vor mir?“

„Verstecken? Du bist wohl nicht recht klug ... Es ist das Mittagessen für Fräulein Rausch.“

„Das trägst du ihr unter der Schürze 'rein? Aha, es soll wohl nicht kalt werden?“

„Reden wir nachher davon weiter.“ Und Frau Martha suchte in die Stube der Kranken zu schlüpfen. Aber blitzschnell hielt sie Mentzel am Arm fest.

„Nee, nee, so haben wir nicht gewettet, verehrte Frau und Gattin. Ich will wissen, was in meiner Wirtschaft vor sich geht. Her mit dem Futter!“ Und schon hatte er seiner Gattin die kleine Schüssel mit Almas Mittagsmahl entwunden.

Was war's?

Ein Huhn, ein regelrechtes, gebratenes junges Backhuhn!

Erst war Mentzel sprachlos. Dann ging das Gewitter los. Mit Hagel und Donnerschlag. Na, das sei ja eine nette Wirtschaft. Der Arzt befehle halbe Kost, und sie gebe dem Weibstück Delikatessen, verschwende ruchlos das Vermögen des Mannes, mache dessen vernünftige Maßregeln heimlich zu nichte. Das sei ja niederträchtig. Ob sie etwa mit dem Frauenzimmer unter einer Decke stecke?

Frau Martha hatte auch eine nicht ganz ungeläufige Zunge und blieb ihrem Gemahl keine Antwort schuldig.



Sie hätte noch keinen Beweis dafür, daß Fräulein Rausch wirklich eine Simulantin sei, und so lange, bis ihr dieser

Beweis erbracht wäre, sei sie in ihren Augen ein armes, bedauernswertes Geschöpf, das durch seine, Mentzels, Fahrlässigkeit zu Schaden gekommen sei. Sie hungern zu lassen wäre eine Herzlosigkeit, eine Gemeinheit, zu der sie nie die Hand bieten würde. Ueberdies würde sie sich hüten, sich später 'mal von den Leuten im Hause Uebles nachreden zu lassen. Lieber mochte die ganze Erbschaft daraufgehen.

Mentzel, kochend vor Wut, stürmte in das Zimmer Almas. „Hören Sie, Fräulein," redete er sie an, „das geht so nicht weiter, Sie müssen sich ein bißchen in meinem Hausstand nützlich machen. Wer essen will, muß auch arbeiten. Sie können meine Kinder bei den Schularbeiten beaufsichtigen."

„Das versteh' ich nicht ... ich habe zu wenig gelernt in meiner Jugend."

„Dann danken Sie Gott, daß Sie mich nicht zum Vater gehabt haben! Können Sie Strümpfe stricken?"

„Nein."

„Hosen flicken?"

„Nein."

„Sie können wohl überhaupt nicht viel mehr als essen und schlafen?"

„Viel mehr nicht. Da haben Sie ganz recht."

„Altes ..." Mentzel schluckte das Schimpfwort, das er seinem Gast an den Kopf werfen wollte, herunter und stürmte zur Thür hinaus, riß seinen Hut vom Nagel und stürmte die Treppe hinab, um sich in der frischen Luft seinen Kopf ein wenig zu kühlen. Zum Mittagessen hatte er ohnedies keine Lust. Unten begegnete ihm der Hauswirt.

„Hören Sie, Mentzel," sprach er, „Sie müssen das Fräulein, das Sie da bei sich haben, aus dem Hause schaffen. Alle Nachmittag kriegt sie Besuch. Die Mieter

beschweren sich schon über den Radau, den die machen. Wenn Sie das nicht abstellen können, muß ich Ihnen Ihre Wohnung aufkündigen, obgleich mir das sehr leid thut."

Der Maurerpolier hörte den Sprecher nicht zu Ende. Mit zwei Sätzen war er wieder oben in seiner Wohnung. „Wenn du noch ein einziges Mal die Bagage, die bei dem — dem — Fräulein da zu Besuch kommt, ins Haus läßt, werf' ich dich samt der ganzen Sippschaft 'raus!" donnerte er seine erschreckte Gattin an.

Ehe die auch nur eine Silbe erwidern konnte, war er schon wieder über alle Berge.

Am Nachmittag — der Maurerpolier war bereits, ein wenig angesäuselt zwar, von seinem Spaziergang heimgekehrt — kam ein junger Mensch in einem eleganten, aber geschmacklosen Anzug und mit einem frech-dummen Gesicht und fragte nach Fräulein Alma Rausch.

„Wer sind Sie denn?" herrschte ihn Mentzel an, der selbst die Flurthür aufgemacht hatte.

„Fräulein Almas Bruder," lautete die mit Grinsen erteilte Antwort.

„Machen Sie, daß Sie 'reinkommen, Sie — Sie Bruder!"

Der Maurerpolier stieß die Thür, die zur guten Stube führte, auf und ließ den Fremden eintreten. Aber er wollte Gewißheit haben, wer der Besucher sei. Schließlich kamen ihm am Ende noch Spitzbuben ins Haus. Er lauschte also am Schlüsselloch. Geräusch von Küssen und Umarmungen drang zu seinem Ohr. „Liebe Alma!"... „Lieber Oskar!" ... Na, das konnten zärtliche Geschwister sich auch sagen. Plötzlich aber lachte Oskar: „Du, dem Schafskopf da draußen hab' ich gesagt, du seiest meine Schwester."

„Das war recht, mein Junge." Und Alma stimmte mit ein in das Gelächter.

Da wurde jählings die Thür aufgerissen, Mentzels kräftige Arme packten den „Bruder“ an seinem eleganten Kragen, zerrten ihn über den Korridor und warfen ihn so wuchtig die Treppe hinab, daß er unten auf dem Absatz regungslos liegen blieb. Dem energischen Wahrer seines Hausfriedens fuhr ein heilloser Schrecken in die Glieder. Wenn sich der Kerl nun auch noch was gebrochen hatte! Dann kriegte er am Ende noch einen kranken Gast ins Haus. Aber glücklicherweise rappelte sich der Elegante wieder auf, suchte seinen zerbeulten Hut und stapfte fluchend die Treppe hinab. Na, der würde gewiß das Wiederkommen vergessen! Als Mentzel, die Flurthür zuwerfend, sich umwandte, stand Alma Rausch dicht hinter ihm. Angst und Sorge um die brüderliche Liebe sprachen aus ihrem Gesicht.

„Was?“ schrie der Maurerpolier. „Sie können gehen?“

Der Wiederschein eines grellen Gedankens huschte über die Züge Almas. „Ich ... ich weiß nicht ... der Schreck ... die Angst —“ und während Mentzels Gesicht sich freudig verklärte, machte sie Anstalten, die zehn Schritte bis zu ihrem Lehnstuhl zurückzuspazieren. Sie griff mit der linken Hand nach dem Thürpfosten und mit der rechten nach der Lehne eines Stuhles, der in der Nähe stand, setzte erst den gesunden Fuß auf und brach, als sie nun den kranken auf den Boden stellen wollte, mit dem Ruf: „Mein Fuß ... mein Fuß!“ zusammen, fiel aber mit schmerzvoll entstelltem Gesicht auf einen glücklicherweise zu ihrer Aufnahme bereitstehenden Stuhl.

Der Maurerpolier fuhr sich mit der Faust in die Haare, dann nahm er Alma, trug sie durch die Stube und setzte sie so kräftig in den Lehnstuhl, daß der in allen Fugen krachte. —

Am folgenden Tage ging Mentzel natürlich nicht auf

den Bau, um bei der Untersuchung des berühmten Spezialisten selbst zugegen zu sein.

Unter Hangen und Bangen wurde es nachmittag vier Uhr, als der Professor endlich, gefolgt von Mentzels jungem Hausarzt, auf der Bildfläche erschien.

Der Maurerpolier erstattete zunächst Bericht über das gestrige Vorkommnis.

„Hm, hm,“ machte der große Mediziner, „das ist ja allerdings bedenklich — immerhin aber noch lange kein Beweis. Wir haben in unserer Wissenschaft Fälle —“ und der Professor verbreitete sich in zehn längeren Sätzen über jene merkwürdigen medizinischen Ereignisse, in denen jeder Physiologe und Psychologe darauf geschworen hätte, man habe es mit Simulanten zu thun, während die Erfahrung nachher dennoch gelehrt und bewiesen hatte, daß besagte Menschen in Wahrheit und Wirklichkeit krank, sogar schwer kränk gewesen waren.

Seiner langen Rede kurzer Sinn war, daß man ruhig abwarten müsse. Wie lange? Nun, je nachdem. Drei Wochen — vier Wochen. Ewig würde die Kranke ja nicht simulieren wollen. Selbst den faulsten Menschen verlange es ja schließlich 'mal wieder nach frischer Luft, nach Bewegung.

Als der Professor sich empfahl, war der bedauernswerte Maurerpolier nicht nur um keine Wissenschaft reicher, sondern noch dazu um ganze hundert Reichsmark ärmer.

5.

Am folgenden Tage — es war der dreißigste seit der merkwürdigen Schließung dieser so überaus verhängnisvollen Bekanntschaft — brachte Mentzel Alma Rausch ins Krankenhaus. Die Inspektion desselben verlangte, daß die Unkosten für vierwöchenliche Pflege, Wohnung und

Beköstigung in Höhe von hundertachtzig Mark im voraus entrichtet würden.

Als der arme Maurerpolier, der an diesem Tage natürlich wieder nicht auf seinen Bau gegangen war, nach Hause kam, ordnete er zunächst eine gründliche Reinigung, Lüftung und Desinfektion seines Fremdenzimmers an. Dann brachte er mit zwei gefälligen Hausleuten das neue Sofa vom Boden herunter und Almas Bett — Lisbeths erstes Aussteuerstück — hinauf. Großmütterchen erhielt ihren Lehnstuhl wieder, und das bisherige Sofa wurde in die Wohnstube versetzt. Als dieser aufregende, interne Umzug beendet war, ging Mentzel mit seiner Frau noch einmal in die gute Stube hinüber, in der es trotz der offenen Fenster noch kräftig nach Karbol roch.

„Sie ist also wirklich 'raus?" begann der Maurerpolier, indem er seinen Arm um seines Weibes Schultern legte. „Ich kann's mir nämlich immer noch gar nicht vorstellen — außer, wenn ich mich davon durch den Augenschein überführe. Weißt du, Mutter, ich bin überhaupt so glücklich heute, daß ich mir am liebsten wieder mit euch 'nen vergnügten Tag machen möchte."

„Ich danke bestens," gab Frau Martha mit erzwungenem Lachen zurück.

Sie kam nicht so leicht über unglückliche Zeiten hinweg wie ihr weit praktischer veranlagte Mann. Schweres, das sie erlitten, übte noch monatelang seinen niederdrückenden Einfluß auf sie aus.

„Aber warum denn nicht, Altechen?" neckte der Unverbesserliche weiter. „Es ist doch heute ein richtiger Freudentag für uns nach d e n vier Wochen. Wieviel Geld ist denn übrigens noch von der Erbschaft da?"

„Knappe hundertfünfzig Mark."

„Gott sei Dank!" kam es im Ton heiligster Ueberzeugung aus Mentzels biederer Brust.

„Was? Gott sei Dank?“ fragte Frau Martha erstaunt.

„Ja, Mutterchen, ja. Ich bin nämlich der Meinung, daß uns diese Erbschaft kein Glück gebracht hat und kein Glück bringen wird. Und darum wär' ich froh, wenn die hundertfünfzig Mark auch erst futsch wären.“ —

Alle vier bis fünf Tage ging Frau Mentzel ins Krankenhaus, um sich nach dem Befinden ihrer Patientin und „Hausfreundin“, wie der Maurerpolier Alma jetzt zu nennen pflegte, zu erkundigen. Der Bescheid, den sie erhielt, war jedesmal derselbe wenig tröstliche.

Fräulein Rauschs Bein besserte sich nicht. Zu sehen oder zu fühlen war zwar immer noch nichts von einer krankhaften Stelle, aber was half das? Alma konnte ihre unteren Extremitäten nun einmal nicht zu den von der Natur bestimmten Zwecken gebrauchen und mußte weiter und weiter im Lehnstuhl sitzen. Dieser Lehnstuhl stand am offenen Fenster des Krankensaales, in dem außer Fräulein Rausch noch drei andere leichtere Patientinnen untergebracht waren. Und das offene Fenster ging hinaus auf den Park der Anstalt. Da hatte Alma, wenn ihr der Mund vom stundenlangen Schwatzen und Plaudern mit ihren Genossinnen weh that, das Vergnügen, sich am Fall des herbstlich bunten Laubes zu ergötzen und am Zwitschern der Drosseln und Schwalben, die, zu ihrer Reise nach dem Süden rüstend, in dem Garten sich sammelten.

Bei dieser wenig erschöpfenden Lebensweise entwickelte Fräulein Alma sich natürlich auch hinfort prächtig zur eigenen und anderer guten Menschen Freude.

Der Maurerpolier hatte sich in der letzten Zeit so gestellt, als ob es für ihn gar keine Alma Rausch mehr gäbe. Er hatte sich nicht einmal von Frau Martha mehr Bericht erstatten lassen über der „Hausfreundin“ Befinden.

Nur, als die vier Wochen, für die er im Krankenhause hundertachtzig Mark Vorausbezahlung geleistet, fast zu Ende gegangen waren, sagte er doch: „Na, morgen muß ich 'mal selber hin und nachsehen."

Und er ging hin, und Almas Zustand war unverändert derselbe. Daran besserte alles Hin- und Hergerede mit ihr selbst und mit dem Assistenzarzt nichts, welcher, im Gegensatz zu dem Chefarzt, ebenfalls der Meinung war, Alma Rausch simuliere.

Der Assistent hatte Mentzel, dessen Gesicht merklich lang geworden war, in den Garten hinausbegleitet und ihm mitfühlend die schwielige Rechte gedrückt. Dann war er wieder in das Innere des Gebäudes entschwunden.

Der Maurerpolier trat grübelnd den Heimweg an. Einen, wenn auch unhörbaren Monolog hielt er mit sich ab, der an Inhalts- und Gedankenschwere jenem berühmten Selbstgespräch Hamlets wenig oder nichts nachgab.

Kranksein oder Nichtkranksein — das war hier die Frage, deren Ergründung wirklich des Schweißes der Edlen wert war.

Und worüber die studierten Herren Aerzte sich vergeblich ihre weisen Häupter zerbrochen, das zu finden, sollte dem einfachen Maurerpolier vorbehalten bleiben.

Am nächsten Tage ging er wieder ins Krankenhaus. Dort suchte er den Assistenzarzt auf, der ihm so mitfühlend die Hand gedrückt hatte, und sprach zu ihm folgende Worte:

„Lieber Herr Doktor, da Sie über das Fräulein ebenso denken wie ich, so möchte ich Ihnen sagen, daß man die Wahrheit vielleicht herauskriegen könnte, wenn man das Frauenzimmer in Schrecken setzte, wenn man sich so stellt, als glaube man, der Fuß würde schlimmer und schlimmer, irgend 'ne gefährliche Krankheit sei dazu gekommen, die unheilbar sei; und wenn man ihr einredete, sie müsse operiert werden, oder gar, das ganze Bein müßte ab-

geschnitten werden. Denn sehen Sie, Herr Doktor, ich denke, wenn das Bein wirklich gesund ist ..."

„Dann wird sie sich's nicht abschneiden lassen wollen, dann wird Fräulein Rausch die Maske fallen lassen und sich empfehlen. Ganz gewiß, lieber Mentzel. Uebrigens eine gute Idee, auf die ich auch selbst längst hätte verfallen können. Es paßt übrigens sehr gut, daß unser Professor auf acht Tage verreist ist. Wenn er da wäre, dürften wir das Experiment nicht wagen. Er schwört nämlich Stein und Bein darauf, an Fräulein Almas südlicher Pfote irgend eine neue, noch nicht dagewesene, geheimnisvolle Krankheit zu entdecken. Also los!"

Die beiden Verschworenen betraten das Zimmer, in dem die hartnäckige Patientin gerade dabei war, sich über eine Geschichte, welche eine der drei Kolleginnen zum besten gab, halbtot zu lachen. Sie verstummte aber jäh, als sie des biederen Maurerpoliers ansichtig wurde.

„Na, Fräulein Rausch, es scheint Ihnen ja besser zu gehen," sagte der Arzt.

Die Patientin gab als Antwort nur ein Achselzucken von sich, das von einem schmerzhaft-ironischen Lächeln begleitet war.

„Also doch nicht? Na, da irre ich mich also. Wollen Sie wohl so gut sein und mir Ihren Fuß noch einmal zeigen? So ... schön ... hm ... hm ..."

Der Doktor betrachtete und befühlte die leidende Stelle wohl zwei Minuten lang.

„Nicht wahr, hier thut's weh?"

„Ja."

„Und hier auch?"

„Ja."

„Hm ... hm. Es wird also wohl so sein, lieber Mentzel, wie ich Ihnen schon vor längerer Zeit andeutete — Knochenmarkentzündung."

Der Maurerpolier, der abseits stand, beobachtete seine „Hausfreundin“ scharf. Die schlug aber nur die Augen zum Himmel empor und ließ einen völlig undefinierbaren Seufzer steigen.

Der Mediziner holte jetzt aus seinem Besteck eine scharfe Sonde hervor und fuhr damit ziemlich tief in die „leidende Stelle“ hinein. Alma schrie vor Schmerz laut auf. Mit seinem Mordinstrument, daran ein Tröpfchen Blut klebte, trat der Doktor ganz nahe ans Fenster und betrachtete und prüfte, sogar unter Zuhilfenahme einer Lupe, wieder mindestens zwei Minuten lang. Dann nickte er schwermütig mit dem Kopfe.

„Ja ... wie ich's sagte ... es ist ein Unglück ... Knochenmarkentzündung ... armes Mädchen!“

Er legte die Sonde beiseite und tätschelte mitleidig Almas fleischige Hand. Dann seufzte er auf.

„Na ... es ist also nicht anders. Es hilft nichts. Man muß sich fügen! Und immer noch besser Krüppel als tot! — Also, Fräulein Rausch: ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Ihr Leiden ist unheilbar, und abgesehen davon, nimmt es jetzt einen Charakter an, der das Schlimmste befürchten läßt. Es bleibt uns infolgedessen nichts weiter übrig, als Sie einer Operation zu unterziehen.“

Alma machte ungläubige Augen und betrachtete den Arzt forschend.

Der ließ nicht ab von seiner Leichenbittermiene.

„Also morgen um acht Uhr. Da es doch geschehen muß — je eher, desto besser.“

„Was wird denn das eigentlich für 'ne Operation sein, Herr Doktor?“ fragte Mentzel.

„Eine sehr schwere, lieber Freund. Amputation des Unterschenkels.“

„O weh!“ stöhnte der Maurerpolier.

Alma war blaß geworden . . . eine Thräne schimmerte in ihrem Auge.

„Ja, es ist ja sehr schmerzlich für Sie, liebes Fräulein. Sie werden nun zeitlebens mit einem Stelzfuß sich behelfen müssen. Aber, wie gesagt, ich kann Ihnen nicht helfen, und besser so als so!"

Nun machte sich der Arzt daran, mit kritischer Miene den Puls und die Herzthätigkeit Almas zu untersuchen.

„Hm . . . hm . . . das ist sehr fatal," begann er nach einer Weile. „Sind Sie je herzleidend gewesen, Fräulein?"

„Ich wüßte nicht."

„Aber blutarm?"

„Das kann wohl sein."

„Ja, ganz sicher. Die Herzthätigkeit ist schwach, wir können Sie also nicht narkotisieren, nicht betäuben. Wir müssen die Operation leider ausführen, während Sie sich in völlig wachem Zustande befinden. Das ist sehr unangenehm."

Alma machte eine Bewegung, als wollte sie aufspringen. Todesangst, Entsetzen sprach aus ihren Zügen. Der Arzt ging an den Knopf der elektrischen Leitung und drückte darauf.

Eine Wärterin trat ein.

„Senden Sie 'mal sofort einen von unseren Heilgehilfen her, Amalie!"

„Sehr wohl, Herr Doktor."

Nach zwei Augenblicken war der Heilgehilfe, ein wahrer Hüne von Gestalt, zur Stelle.

„Stelter," begann der Assistenzarzt, „wir haben morgen eine schwere Operation. Früh um acht Uhr. Sagen Sie der Frau Oberin Bescheid, daß sie den Operationssaal in Ordnung bringen läßt. Und damit die Kranke, die natürlich diese Nacht sehr wenig Schlaf haben wird, vor Auf-

regung ihre Zimmergenossinnen hier nicht stört, betten Sie sie sofort um — in das kleine Zimmer links neben der Vorbereitungsstube."

Der Heilgehilfe nickte. Dann schritt er eilig auf die Thür zu.

„Noch eins, Stelter," rief ihm der Doktor nach. „Bestellen Sie Ihren Kollegen Müller. Das ist ja wohl so unser Handfestester. Es handelt sich nämlich um einen Eingriff ohne Narkose, und da werden Sie Mühe haben, die Patientin zu halten."

Der Heilgehilfe machte ein etwas erstauntes Gesicht, sagte aber doch: „Gewiß, sehr wohl, Herr Doktor," und verließ das Gemach.

Die Zimmergenossinnen Almas flüsterten untereinander, indem sie mitleidsvolle Blicke zu der Bedauernswerten hinüberwarfen.

„So 'ne Gemeinheit," sagte die eine schließlich ziemlich deutlich vernehmbar, „einer Kranken das vorher alles so schrecklich auszumalen!"

„Ach, det is in die jroßen Krankenhäuser nich anders. Da behandeln sie die Menschen wie det liebe Vieh," ließ sich die zweite vernehmen. „Aber kommen Sie man in die Privatkliniken, wo die Reichen sind —"

„Ach, das ist ganz egal!" unterbrach sie die dritte. „Die Aerzte haben überhaupt kein Herz."

Alma saß und weinte und schluchzte herzbrechend.

„Na, fürchten Sie sich nur nicht!" beruhigte sie der Assistenzarzt. „Die ganze Geschichte mit dem Knochendurchsägen dauert nicht viel länger als 'ne Viertelstunde. Dann noch 'n paar Wochen — am Blutverlust sterben werden Sie hoffentlich nicht — und Sie können dann, wenn auch mit 'nem Stelzfuß, doch wieder draußen in der freien Natur spazieren gehen."

Alma hörte nicht auf diese Trostworte oder sie ver-

stand sie nicht. Sie schlotterte mit den Knieen, zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub, krampfte die Finger



verzweifelt in den Stoff ihres Kleides und ließ Thräne auf Thräne aus ihren Augen rinnen.

„Aber Sie müssen doch vernünftig sein!“ tröstete der junge Arzt weiter, „ich will Sie doch nicht in Angst

setzen, sondern Sie vielmehr beruhigen, indem ich Ihnen Ihr zukünftiges Schicksal klar darstelle. Das ist doch meine Schuldigkeit. Und nun Kopf hoch und Ohren steif!"

Der Arzt wandte sich zum Gehen. Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes. Fräulein Alma sprang auf und schrie in höchster Erregung: „Laßt mich fort, laßt mich fort! Ich will nicht operiert werden, ich bin gesund, ganz gesund!" Und mit diesen Worten stürzte sie an dem Arzte vorüber, hatte im Nu die Thür erreicht und war in Sekundenschnelle durch dieselbe den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

Der Assistenzarzt brach in ein lautes Gelächter aus, während Mentzel sich ob des plötzlichen Umschwungs der Dinge noch gar nicht zu fassen wußte.

„Na, da hätten wir also eine Wunderkur gemacht," bemerkte der Assistenzarzt jetzt.

Und jetzt konnte Mentzel sich nicht länger beherrschen; er fiel dem Assistenten ungestüm um den Hals, sagte ihm heiße Dankesworte und nannte ihn seinen Lebensretter.

Nachdem er endlich wieder einigermaßen zu Sinnen gekommen war, holte er einen Hundertmarkschein aus seinem Notizbuch, nahm zwei Zwanzigmarkstücke aus seinem Portemonnaie dazu und drückte diesen schnöden Mammon seinem nichts ahnenden „Lebensretter" in die Hand. Als der mit Mühe begriffen, was ihm der dankbare Mentzel anthun wollte, protestierte er auf das entschiedenste gegen eine derartige Belohnung.

„Thun Sie mir den Gefallen, liebster Herr Doktor, und nehmen Sie die hundertvierzig Mark, wenn nicht für sich, so für das Krankenhaus. Es ist das Letzte, was von meiner französischen Erbschaft übrig ist. Ich will auf keinen Fall mehr was zu thun haben mit dem Unglücksgeld."

„Na, unter den Umständen, gut denn! Ich nehme es also für die Armen der Anstalt.“

Mentzel ging, ausgesöhnt mit der Welt und zufrieden mit sich selbst, nach Hause.

Das Glück Frau Marthas über die Flucht Almas war ein stilles, aber um so tieferes, innigeres.

Nach Tisch setzten sich die wiederversöhnten Eheleute auf das neue Sofa in der guten Stube. Und Mentzel zog seine Frau an sich und küßte sie wieder und wieder, indes sein Blick in feuchtem Glanze schimmerte.

Dann plötzlich lachte er laut.

„Also „Mentzels Glück“, von dem die Leute so viel gefaselt haben, wäre nun endlich erledigt und vorbei, und wir können nun wieder daran denken, wirklich glücklich zu sein wie früher,“ sagte er.

Damit streckte er sich der Länge nach auf das neue Sofa, so daß er mit dem Gesicht gegen die Lehne zu liegen kam, und schlief fast im Augenblick so tief und fest ein, wie er seit langen Wochen nicht mehr geschlafen hatte.



Im Boulogner Wäldchen.

Pariser Federzeichnungen. Von Ernst Montanus.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Immer näher rückt der Eröffnungstermin der Pariser Weltausstellung, und immer eifriger rüstet sich die Seinestadt zum Empfange der Scharen von Fremden aller Länder und Nationen, die ihr aus diesem Anlaß zuströmen werden. Für diese fremden Besucher bildet natürlich die Ausstellung den Hauptanziehungspunkt, allein sie wollen doch auch Paris selbst kennen lernen, und dazu gehört unter allen Umständen ein Besuch des berühmten Boulogner Wäldchens.

Auf den großen runden Platz, wo sich im Nordwesten der französischen Hauptstadt der hochgelegene Triumphbogen erhebt, münden zwölf breite prächtige Avenuen. Die nach Westen und Südwesten gehenden dieser Straßen bringen uns unmittelbar nach dem beliebtesten und besuchtesten Spaziergang der Pariser, dem „Bois de Boulogne", von den Eingeborenen schlechthin das „Bois" genannt. Dieser Pariser Stadtpark dehnt sich zwischen der Seine und der Ringmauer aus, liegt also schon außerhalb der eigentlichen Stadt, wird aber nichtsdestoweniger noch zu ihr gerechnet.

Für den Fremden, der von der Place de la Concorde zum Boulogner Wäldchen gelangen will, ist der nächste



und lohnendste Weg der durch die Elysäischen Felder aufwärts bis zum Triumphbogen und dann von dort aus links durch die Avenue du Bois de Boulogne (bis zum Sturz des zweiten Kaiserreichs Avenue de l'Impératrice geheißen). Die Avenue de Neuilly, eine Verlängerung der Avenue des Champs Elysées über den Triumphbogen hinaus, führt zur Porte de Maillot, dem nordöstlichen



Die Avenue du Bois de Boulogne mit dem Triumphbogen im Hintergrunde.

Eingang in das Gehölz, auf der Seite des nachher zu erwähnenden Jardin d'Acclimatation. Will man keinen Fiaker nehmen, so kann man auch die Gürtelbahn, am besten von dem Bahnhof St.-Lazare aus, benutzen, desgleichen die Tramways der äußeren Boulevards oder eine der entsprechenden Omnibuslinien.

Die Avenue du Bois de Boulogne, der wir bei unserer Wanderung folgen, ist eine 1325 Meter lange und 125 Meter breite dreifache Allee für Fahrzeuge, Fußgänger und Reiter. Sie bringt uns zur Porte Dauphine, dem

Haupteingange in das Boulogner Wäldchen, das eine Grundfläche von 847 Hektar bedeckt und selbst für eine nur flüchtige Besichtigung mindestens zwei Stunden in Anspruch nimmt. Des Vergleichs halber sei bemerkt, daß der Londoner Hyde-Park 158 Hektar, der Berliner Tiergarten 255 Hektar und der Wiener Prater 1712 Hektar umfassen.

Die Pariser sind stolz auf ihren Stadtpark, der ja auch in der That einen höchst lieblichen und ansprechenden Eindruck macht. Einheimische Laub- und Nadelbäume wechseln mit immergrünem Laubwerk und mit Rasenplätzen und herrlichen Blumenbeeten; Kaskaden, Seen und Anlagen der verschiedensten Art bringen einen anmutigen Wechsel der Scenerie zuwege. Wenn aber ein Pariser Schriftsteller, B. de Saint-Pol Lias, sein geliebtes „Bois" einfach für unvergleichlich erklärt und es sowohl über den Londoner Hyde-Park und den Buon-Retiro von Madrid, wie über den Wiener Prater und selbst über die berühmten Gärten von Buitenzorg bei Batavia stellt, so dürfte diese Meinung doch wohl begründeten Zweifeln begegnen. Für unseren Geschmack ist die ganze Anlage etwas zu gekünstelt und trägt zu wenig jenen waldartigen Charakter, den beispielsweise der Berliner Tiergarten, das Leipziger Rosenthal und der Wiener Prater sich zu wahren gewußt haben.

Auf alle Fälle aber bietet das „Bois" dem Fremden die bequemste Gelegenheit, zu gewissen Tageszeiten die Pariser vornehme und elegante Welt und an Sonn- und Feiertagen auch ein heiteres Volkstreiben kennen zu lernen, und sein Besuch darf deswegen nicht versäumt werden.

Von der Porte Dauphine führt geradeaus ein breiter Weg, die Route de Suresnes, zum Unteren See mit seinen beiden grünbelaubten Inseln, auf deren größerer sich ein Schweizerhaus (Chalet) mit einer vielbesuchten Restauration

Die Porte Dauphine, der Haupteingang in das Boulogner Wäldchen.

befindet. Ein Fahrweg trennt die 1150 Meter lange Wasserfläche, an deren einem Ende ein Hafen für die zahlreichen Boote, die man zu Spazierfahrten vermietet, angelegt ist, vom Oberen See, dessen 412 Meter langer Wasserspiegel um mehrere Meter höher liegt. Beide Seen, die eine Menge von Schwänen und Enten belebt, sind künstlich angelegt und erhalten ihr Wasser von einem artesischen Brunnen und aus dem Kanal von Ourcq; der Ausfluß von beiden, am unteren Ende des größeren, bildet die Rivière de Longchamp.

Bis zu dem Punkte, der die beiden Seen scheidet, ging früher der tägliche Korso der eleganten Welt in Paris, im Winter nachmittags von 2 bis 4 Uhr, im Sommer von 5 bis 7 Uhr; man nannte das „faire le tour du lac“. Neuerdings pflegt sich „Tout Paris“ dagegen mit Vorliebe in der Allee von Longchamp, die auch die Akazienallee heißt, zu begegnen und einander zu mustern. Von hier nehmen die neuen Moden ihren Ursprung. Namentlich bei dem Korso am Karfreitag pflegen in jener Promenade die tonangebenden eleganten Damen, während sie in die Kissen ihrer prächtigen Equipagen gelehnt dahinfahren, die neuesten „Schöpfungen“ ihrer Schneider und Schneiderinnen zur Schau zu stellen, die dann alsbald in der Provinz und im Ausland eifrig nachgeahmt werden. Diese Allee von Longchamp ist die hervorragendste im „Bois“, und auf ihr sind die Pariser zuerst in größerer Anzahl nach jener Gegend gepilgert, und zwar im eigentlichen Sinne dieses Zeitwortes, da es sich damals noch nicht um profane Promenaden, sondern um fromme Wallfahrten handelte.

Ursprünglich bedeckte das ganze Gelände zwischen der großen Schleife, welche die Seine im Westen der Hauptstadt von St.-Ouen bis Billancourt macht, ein großer Wald, der Forst von Rouvray, der das Jagdrevier der



Kreuzung der Allée de Longchamp und der Allée de la Reine Marguerite.

merowingischen Könige war. Mitten darin, bei Clichy-la-Garenne, lag ihr Palast, in dem während des 7. Jahrhunderts auch drei Konzile abgehalten wurden. Der heilige Ludwig gründete darin 1256 die Abtei Longchamp für seine Schwester Isabella, und das Grab dieser von Leo X. heilig gesprochenen ersten Aebtissin des Klosters wurde bald ein besuchter Wallfahrtsort. Noch mehr Fromme zogen über die Straße von Longchamp, nachdem im 14. Jahrhundert am Ufer der Seine durch heimgekehrte Pilger zu Ehren der damals in hohem Ansehen stehenden Notre-Damekirche zu Boulogne-en-Mer eine genaue Nachbildung dieses Gotteshauses aufgeführt worden war. Diese wurde nun Notre-Dame von Boulogne-sur-Seine genannt und gab sowohl dem um sie herumstehenden Städtchen den Namen, wie auch dem Walde, den man von Paris aus durchziehen mußte, um dorthin zu gelangen. Diese Wanderung war übrigens in jenen Zeiten nichts weniger als ungefährlich, da der dichte Forst zahlreichem Gesindel als Unterschlupf diente. Der Troubadour Arnold von Catelan, der bei der Gräfin Beatrix von Provence in hoher Gunst stand, wurde darin ermordet, als er sich an den Hof Philipps des Schönen begeben wollte. Erst das strenge Regiment Ludwigs XI. machte jener Unsicherheit ein Ende.

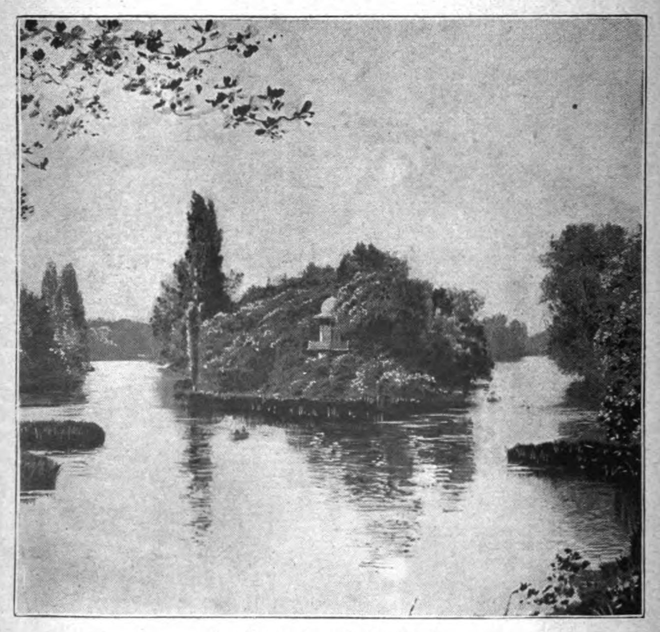
Franz I. ließ den Wald von Boulogne umzäunen und nach seiner Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft darin das schöne Lustschloß Madrid erbauen. Dieses gehörte später der Königin Marguerite (Margot), dem letzten Sproß des Hauses Valois, die oft von dort nach der Abtei von Longchamp sich begab, weshalb nach ihr noch heute die zweite Hauptallee des „Bois“ den Namen trägt.

Die Nonnen jener Abtei ließen im 17. und 18. Jahrhundert am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der Karwoche die Metten mit Musik singen, und da die ersten



Der ehemalige Damhirschpark, von der Porte de la Muette aus gesehen, mit dem Mont Valérien im Hintergrund.

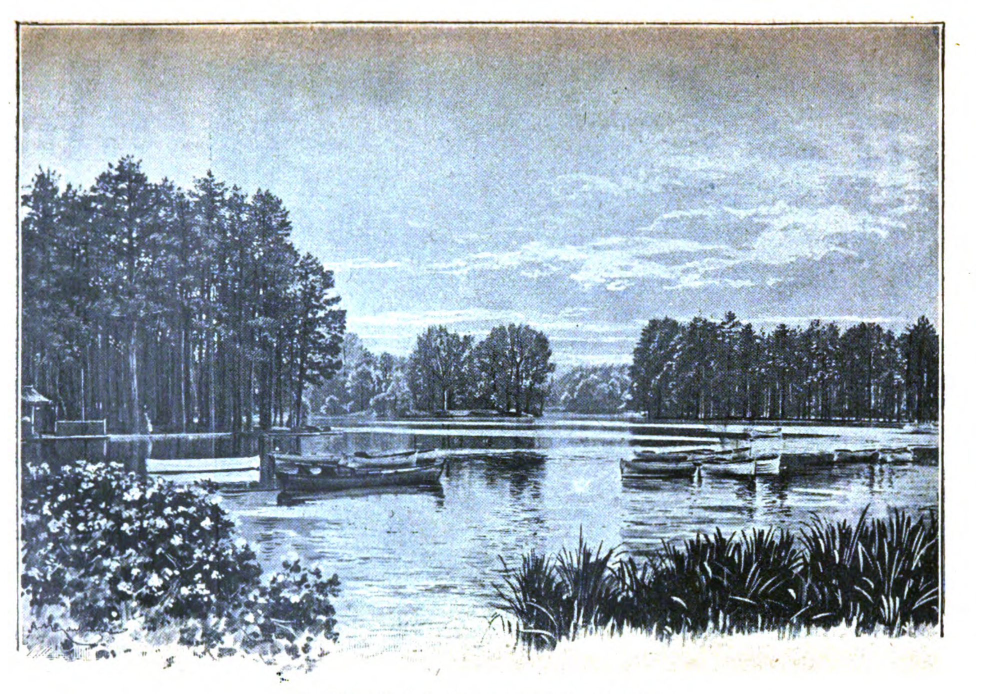
Künstlerinnen der Oper sich an diesen Aufführungen beteiligten, so strömte die ganze vornehme Welt dorthin. Für die Damen war das eine willkommene Gelegenheit, ihre neuen Frühlingstoiletten zu zeigen, und so blieben diese Spazierfahrten in der Karwoche, wie schon oben



Der Untere See mit den Inseln.

erwähnt, auch fernerhin in Brauch, nachdem das Kloster längst aufgehoben war.

Rings um das Gehölz lagen außer Boulogne noch die Ortschaften Clichy, Chaillot, Neuilly, Montmartre, St.-Ouen, Passy, Auteuil und Billancourt, die es auch heute noch einschließen, aber mittlerweile zu teilweise sehr ansehnlichen Ortschaften herangewachsen sind. Ferner ent-



Das Ende des Sees mit dem Hafen für die Boote.

standen nach dem Schloß Madrid noch verschiedene prächtige Landsitze und Lustschlösser an seiner Umfassung. So ließ Karl IX. an dem Orte, wo Franz I. seine Meute gehalten hatte, einen Pavillon erbauen, den Ludwig XV. zu dem Château de la Meute oder La Muette umgestaltete.



Der Pré Catelan.

Fräulein v. Charolais, die Enkelin des „großen Condé", ließ für sich zwischen Madrid und Longchamp ein kleines Landhaus, Bagatelle geheißen, aufführen; der Graf von Artois, Bruder Ludwigs XVI., wandelte es später binnen zwei Monaten in ein prachtvolles Schloß um, das nun die Pariser wegen der riesigen Unkosten „Artois' Narrheit" tauften. Ferner entstanden das Schloß Boulogne

mit herrlichem Park, das heute der Familie Rothschild gehört, und verschiedene andere. In der Zeit der großen Revolution wurden diese Bauten teils zerstört, teils ausgeplündert und verwüstet, sowie eine große Anzahl Bäume des Gehölzes gefällt. Der Nachwuchs mußte 1814 zu Palissaden dienen, die man vor den Barrieren

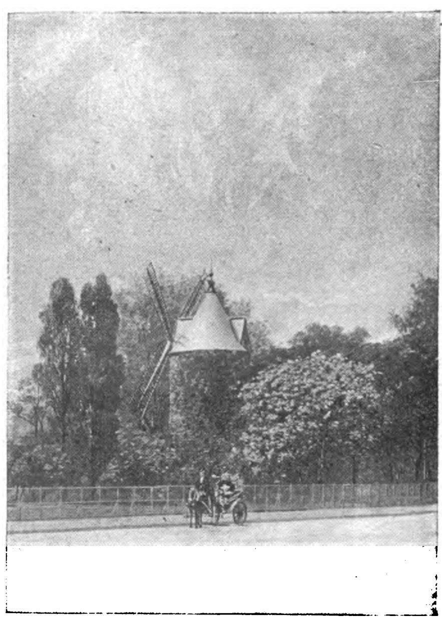


Die Grosse Kaskade.

zum Schutz gegen die anrückenden Heere der Verbündeten errichtete, und den Rest hieben die 1815 dort lagernden Engländer nieder, um ihre Wachtfeuer damit zu unterhalten.

Nachdem in der Zwischenzeit für das Gehölz, das seit der Revolution Nationaleigentum, seit 1830 Krondomäne und seit 1848 wieder Staatseigentum gewesen, sehr wenig gethan worden war, ging es am 2. Juni 1852 in den

Besitz der Stadt Paris über, unter der Bedingung, daß diese in den vier nächsten Jahren zwei Millionen Franken für seine Verschönerung aufwende (thatsächlich wurden aber von 1853 bis 1858 sechzehn Millionen dafür ausgegeben) und fernerhin alle Unterhaltungskosten bestreite,



Die Windmühle am Hippodrom von Longchamp.

die sich gegenwärtig alljährlich auf 640,000 Franken belaufen, wovon aber 50,000 durch die Verpachtung der Restaurationen u. s. w. gedeckt werden.

Die Arbeiten leiteten nacheinander die Gartenkünstler Varé und Alphand, denen es gelungen ist, die sandige und dürftig bewachsene Waldebene voll Staub und Sonnenbrand in einen kühlen und schattigen Park mit reizenden

Fernsichten und reichlicher Bewässerung zu verwandeln. Letztere kommt namentlich auch den ausgedehnten Flächen üppig grünen Rasens (die größten darunter sind: die Rasen von Paris, Longchamp, Boulogne, Auteuil, Croix Catelan und der ehemalige Damhirschpark) zu gute, die



Ein Reitweg im Boulogner Wäldchen.

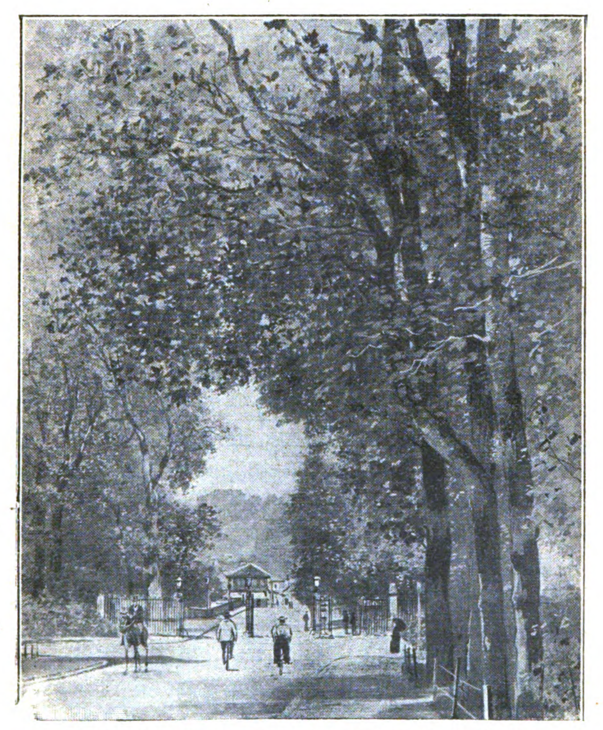
im ganzen 178 Hektar einnehmen. Der Waldbestand hat nochmals im letzten Kriege gelitten, indem die nach der Stadt zu gelegene Seite des Gehölzes bis zu den Seen hin aus fortifikatorischen Gründen gefällt wurde, doch hat der Nachwuchs inzwischen schon wieder eine ziemliche Höhe erreicht.

Einer der vielen schattigen Reitwege des Gehölzes leitet uns vom Oberen See an den Fuß der von einer hohen Zeder gekrönten Butte Mortemart. Es ist das ein künstlicher Hügel mit hübscher Rundsicht nach Boulogne und St.-Cloud; rechts erblickt man jenseits der Seine Suresnes, wohin das gleichnamige Thor aus dem Wäldchen führt, mit dem von seinem Fort gekrönten Mont Valérien dahinter, links die Höhen von Issy, Meudon und Bellevue. Ostwärts neben diesem Hügel befindet sich seit 1873 der Rennplatz von Auteuil.

Wir gehen von hier wieder zurück bis zu dem Fahrwege zwischen den beiden Seen und verfolgen diesen nach links, bis auf der rechten Seite ein Fußweg, Route de la Vierge des Berceaux, sich abzweigt, der uns in zwanzig Minuten zur Großen Kaskade bringt. Die aus dem Walde von Fontainebleau stammenden Tuffsteinfelsen, über die sich das Wasser herabstürzt, sind sehr geschickt angelegt. Das Ganze ist 14 Meter hoch und 16 Meter breit; auf kleinen Pfaden kann man darin umhergehen und zur Höhe emporsteigen, von der sich abermals eine sehr schöne Aussicht bietet.

Vor sich hat man einen alten Turm, das einzige, was von der Abtei Longchamp erhalten geblieben ist, und zur Linken das große Rennfeld, das Hippodrom von Longchamp, mit seinen Tribünen und der unmittelbar an der westlich vorüberfließenden Seine gelegenen grün überwachsenen Windmühle. Auf diesem, 68 Hektar bedeckenden Platze ließ Kaiser Wilhelm I. am 1. März 1871 die zum Einmarsch in Paris bestimmten deutschen Truppen (Teile der Belagerungsartillerie, des VI. und XI. preußischen und des II. bayerischen Corps), im ganzen 30,000 Mann, Revue passieren. Darüber hinaus werden die Häuser von St.-Cloud sichtbar, während sich gegenüber, jenseits der Seine, die Hügelkette ausdehnt, auf der die Versailler

Eisenbahn hinläuft; der höchste Punkt am Horizont ist wiederum der Mont Valérien. Links vom Wasserfall liegt das Café-Restaurant de la Cascade; außer diesem umfaßt das „Bois“ noch zahlreiche andere, so zum Beispiel die



Die Porte de Suresnes mit dem Mont Valérien im Hintergrund.

Restaurants von Madrid, von der Porte Maillot, den Pavillon von Armenonville, den chinesischen Pavillon, das bereits erwähnte Chalet des Iles u. s. w. Eine Vereinigung von einem Café-Restaurant mit einer Milchkuranstalt und Waffelbude ist der Pré Catelan, wo auch

Sommerfrischler Unterkunft erhalten können. Der Catelan-Rasen führt seinen Namen von dem ganz in der Nähe befindlichen Croix Catelan, einem Kreuz, das sich an der Stelle erhob, wo der provençalische Minnesänger dieses Namens einst unter den Streichen seiner Mörder verblutete. Das Kreuz ist aber verschwunden, und nur noch die steinerne Pyramide erhalten, deren Spitze es einst krönte.

Ein Fußweg bringt uns von hier nach dem Kreuzungspunkte der Allee de Longchamp mit der Allee de la Reine Marguerite. Westlich davon liegt Schloß Bagatelle mit seinem herrlichen Park, das zuletzt dem Herzog von Bordeaux gehörte, bis es 1832 dem Lord Hereford verkauft wurde, dessen Erben es noch besitzen.

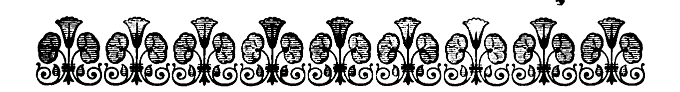
Die sich rechts abzweigende Route de Madrid führt am Cercle des Patineurs vorüber, auf dessen See im Winter der vornehme „Schlittschuhläuferklub" diesem Sport huldigt, an dem sich ehedem auch Napoleon III. mitunter gern beteiligte. Im Sommer ist der dortige Rasenplatz der Wirkungsbereich des nicht minder vornehmen „Club des Tireurs au Pigeon", dessen Mitglieder den grausamen Sport des Taubenschießens betreiben. Weiterhin trifft der Weg mit der Rue de la Porte St.-James zusammen und führt dann links zum Eingang des Jardin d'Acclimatation, einem 20 Hektar haltenden, trefflich geleiteten und vielbesuchten zoologischen Garten. Er wurde in den Jahren 1859 und 1860 von einer Aktiengesellschaft zu dem Zweck ins Leben gerufen, ausländische Tiere und Pflanzen in Frankreich einzubürgern.

Das Boulogner Wäldchen ist immer belebt und interessant, allein seine Glanztage sind doch der erste Sonntag im Juni, an dem auf dem Hippodrom von Longchamp das große Rennen um den „Grand-Prix", den Hauptpreis des Jockeyklubs (100,000 Franken), stattfindet, und der 14. Juli, der offizielle Feiertag der Republik,

Jm „Bois“ am 14. Juli während der grossen Parade.

an dem ebendaselbst die große Parade abgehalten wird. An diesen Tagen flutet es wie eine Völkerwanderung durch die Anlagen des Pariser Stadtparkes, in dessen Hauptalleen die Wagen in vier Reihen nebeneinander sich vorwärts bewegen. Ganze Kolonnen von Menschen wälzen sich in ununterbrochenem Zusammenhang nach Longchamp. Zu den Seiten aller Wege aber lagern sich andere mit Frauen und Kindern und frühstücken dort im Freien die mitgebrachten Vorräte. Die Freiheit, über die Rasen zu laufen, sich dort zu lagern und zu spielen, haben sich die Pariser nämlich längst errungen, und das ist es, was auch den „kleinen Leuten" ihr „Bois" so lieb und wert macht.





Die verfemte Prinzessin.

Geschichtliche Novelle von Lud. Sallentien-Wewer.

(Nachdruck verboten.)

1.

In den ersten Tagen des Januar 1859 fand im Teatro Carignano in Turin, der damaligen Residenzstadt des Königreichs Sardinien, die Erstaufführung einer neuen Oper statt. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt, denn man erwartete den Besuch des allgemein beliebten Königs von Sardinien, Viktor Emanuels II. Man sah die königliche Loge geschmückt und für den hohen Besuch hergerichtet. Vorläufig aber summte und schwirrte das laute Gespräch der Theaterbesucher durch das Haus, denn man betrachtet in Italien von jeher das Theater vorzugsweise als einen Ort geselliger Zusammenkunft; der Kunstgenuß kommt für gewöhnlich erst in zweiter Reihe.

Die Blicke von Hunderten von Männeraugen richteten sich auch nach der Loge, welche sich gegenüber der königlichen Loge im ersten Rang befand, und in welcher ein blendend schönes Weib saß. Diese vierundzwanzigjährige junge Frau mußte selbst in Norditalien, wo es so viele schöne Frauen giebt, auffallen, nicht nur durch ihr Gesicht, sondern auch durch ihre herrliche Figur und ihre stolze Haltung. Ja, nicht nur die Männeraugen richteten sich

auf sie, sondern auch die der Frauen, und man zischelte sich in die Ohren, daß die auffallende Fremde da die Prinzessin Wyse-Bonaparte-Solms sei.

Die schöne Frau war in der That aus dem Geschlecht der Bonaparte. Sie war eine entfernte Verwandte des Kaisers Napoleon III., der augenblicklich auf dem Throne von Frankreich saß. Die Damen zischelten sich aber auch in die Ohren, daß die Prinzessin Marie Studolmine Wyse-Bonaparte-Solms eine geistvolle Schriftstellerin sei, die eine gefürchtete, spitze Feder führe. Sie hatte in Paris gelebt, wo sie eine ansehnliche jährliche Rente von Napoleon III. bezog, und hatte die ganze Hofgesellschaft durch ihre satirischen Schriften, die sie drucken ließ, in Aufregung und Zorn versetzt. Schließlich hatte sie es sogar gewagt, die Kaiserin Eugenie in einem höchst bissigen Pamphlet, das sie in den Spalten der Oppositionsblätter erscheinen ließ, lächerlich zu machen, und das hatte ihr endlich die kaiserliche Ungnade zugezogen. Napoleon III. wollte jedoch seine Verwandte nicht ganz fallen lassen, aber er verbannte sie aus Frankreich und setzte ihre Rente auf die Hälfte herab.

Nun war die Prinzessin Marie Studolmine nach Turin übergesiedelt und erregte dort durch ihre Schönheit und den Ruf, der ihr vorherging, die allgemeine Aufmerksamkeit der guten Gesellschaft. Es gelang ihr aber nicht, wie sie beabsichtigte, an den Hof zu kommen, und die Kundigen wußten ganz genau, daß sie wohl überhaupt niemals bei Hofe werde erscheinen dürfen.

Viktor Emanuels erste Gattin war schon seit sechs Jahren tot, aber er war bereits wieder in morganatischer Ehe mit der Gräfin Mirafiori vermählt. Seine diplomatischen und politischen Aktionen im Interesse Sardiniens wollte er soeben durch die Vermählung seiner Tochter Klothilde mit dem Prinzen Napoleon Bonaparte, einem

Vetter des Kaisers der Franzosen, krönen. Es mußte dem Könige also daran liegen, sich die Freundschaft Napoleons III. zu erhalten. Andererseits war er ein großer Verehrer schöner Frauen und ein ritterlicher Mann, der sich für die Prinzessin lebhaft interessierte. Auch Kaiser Napoleon hatte sie ja trotz ihrer satirischen Schriftstellerei nicht ganz fallen lassen. Diesem Zwiespalt beim Könige entsprechend bildeten sich in der Hofgesellschaft zwei Parteien, die lebhaft darüber stritten, ob die Prinzessin bei Hofe empfangen werden würde oder nicht.

Immer mehr Blicke wendeten sich der Loge der Prinzessin zu. In der Thür derselben war eben eine sehr interessante Persönlichkeit erschienen, Urbano Rattazzi, der berühmte italienische Staatsmann, der damals am Anfang der fünfziger Lebensjahre stand. Noch vor einem halben Jahre war er Justizminister gewesen; jetzt war er Präsident der Deputiertenkammer, und es würden wahrscheinlich nur wenige Monate vergehen, bis er wieder in das Ministerium berufen wurde. Man wußte, daß der alternde Staatsmann toll in die schöne Prinzessin Marie Studolmine verliebt sei und sich eifrig um ihre Hand bewerbe. Dies war um so interessanter, als Rattazzi sich als Staatsmann immer franzosenfeindlich gezeigt hatte. Sein Erscheinen in der Loge der Prinzessin konnte daher geradezu als eine politische Demonstration aufgefaßt werden.

In der That, so unterhaltend war im Teatro Carignano noch selten der Aufenthalt für die Zuschauer schon vor der Vorstellung gewesen, als an diesem Abend. Aber es sollten noch eine ganze Menge anderer Zwischenfälle sich innerhalb der nächsten Stunden abspielen.

Eben war auch der Attaché der englischen Gesandtschaft, Lord Evelyn, in die Loge der Prinzessin getreten, als eine allgemeine Erregung durch das Haus ging: der König war angekommen.

Rattazzi verschwand sofort aus der Loge der Prinzessin, um den König zu begrüßen. Donnernde Evvivarufe erschütterten das Haus. Die Musik spielte den Königsmarsch, und Viktor Emanuel II. erschien an der Brüstung seiner Loge. Er verbeugte sich nach rechts und links dankend, nickte den Hofwürdenträgern zu, und dann fiel sein Blick auf sein schönes Gegenüber, die Prinzessin Marie Studolmine. Auch die Prinzessin hatte sich natürlich erhoben, und als der König sie ansah, verbeugte sie sich tief.

Ohne ihren Gruß zu erwidern, wendete sich Viktor Emanuel aber zu dem hinter ihm stehenden Oberhofmarschall Grafen Pegoli. Er schien dem Grafen gegenüber eine ärgerliche Bemerkung zu machen.

Tausend Augen hatten diesen fast unmerklichen Auftritt gesehen. Man wußte nun, die Prinzessin Marie Studolmine hatte auf nichts bei Hofe zu rechnen. Sie hatte sich demonstrativ bei dieser Theatervorstellung dem König in den Weg gestellt, und hätte er für ihren devoten Gruß nur mit einem Kopfnicken gedankt, so hätte man ihr wenigstens einige Hoffnung geben können. Daß aber der König den Gruß der Prinzessin gänzlich unerwidert ließ, war das Zeichen seiner Ungnade, zugleich für die gute Gesellschaft Turins ein deutlicher Wink, daß die Prinzessin nicht gesellschaftsfähig sei.

Der König schien mißgestimmt. Er blieb schweigsam, applaudierte kaum, als der erste Akt vorüber war, und verließ dann sofort das Theater.

Kurz nach ihm trat auch die Prinzessin Marie Studolmine aus ihrer Loge in den Korridor hinaus. Sie war erblaßt, als vor aller Welt die Ungnade des Königs sie traf; aber sie hatte sich meisterhaft beherrscht. Sie wußte, wie viele Augen sie beobachteten, und sie that so unbefangen, als sei gar nichts vorgefallen. Sie wollte

bei den Leuten, die sie so neugierig beobachteten, die Vorstellung erwecken, der König habe wohl zufälligerweise ihren Gruß überhaupt nicht gesehen.

Draußen auf dem Korridor stand sie einen Augenblick still, und auf die Bemerkungen Lord Evelyns, der ihr gefolgt war, antwortete sie kaum mit einer Silbe.

Rattazzi kam in diesem Augenblick zurück. Er hatte den König bis ans Portal begleitet.

„Hoheit wollen schon gehen?" fragte er.

Ein flammender Zornesblick der schönen Prinzessin traf den Staatsmann, der unter diesem Blick zusammenschrak. Er erinnerte sich wohl, daß er es war, der der Prinzessin den Rat gegeben hatte, diese Demonstration dem Könige gegenüber am heutigen Abende im Teatro Carignano in Scene zu setzen.

Mit dem liebenswürdigsten Lächeln wendete sich dann die schöne Prinzessin an den Engländer. „Wollen Sie mir den Mantel umlegen und mich zu meinem Wagen führen, Mylord?"

Im nächsten Augenblick rauschte sie am Arm des Engländers, der die schöne Prinzessin ebenfalls eifrig umwarb, an dem verblüfften Rattazzi vorüber.

Gedemütigt und mit zerrissenem Herzen blieb der Staatsmann zurück. Er hatte als Mann, Diplomat und Liebhaber gleichzeitig eine schwere Niederlage erlitten.

2.

In dem Palazzo der eleganten Via di Po, in welchem Prinzessin Marie Studolmine ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, herrschte Stille und Trübsal. Als die Prinzessin aus dem Theater zurückkam, hatte sie ein Weinkrampf befallen, und bis tief in die Nacht hatte Nicolina, die zwanzigjährige Italienerin, die der Prinzessin halb als

Zofe, halb als Gesellschafterin diente, zu thun gehabt, um ihre Herrin wieder zu beruhigen.

Jetzt, in später Vormittagsstunde, schlief die Prinzessin noch, und Nicolina saß im Vorzimmer mit verweinten Augen und dem unglücklichsten Gesichte von der Welt. Es war aber nicht die Sorge um das Befinden der Herrin allein, welche sie bedrückte, sondern eigenes Herzeleid.

Bisher war Nicolina die glückliche Braut des jungen Ingenieurs Pepe Cassini gewesen. Dieser hatte an der technischen Hochschule von Turin seine Prüfung bestanden, und durch glänzende Empfehlungen war ihm eine Stelle bei der Regierung, welche soeben in Sardinien mit dem Bau von Eisenbahnen begann, zugesagt worden. Seit einem Jahre schon war Pepe Cassini mit Nicolina verlobt; aber die beiden konnten nicht eher heiraten, bis eine einträgliche Stelle für Pepe gefunden war. Nicolinas Mutter war eine kränkliche alte Dame, die von der kärglichen Pension einer Beamtenwitwe lebte. Nicolina hatte eine sehr gute Erziehung erhalten, besaß aber außer einer kleinen Aussteuer nichts, und wenn die Mutter einmal starb, fiel auch die Pension fort. So war denn die Heirat mit Pepe, die nun, nachdem er eine Anstellung erhalten, nahe bevorstand, ein doppeltes Glück für Nicolina gewesen, ganz abgesehen davon, daß sie ihren Pepe leidenschaftlich liebte und ebenso heiß von ihm wiedergeliebt wurde.

Dann war sogar noch ein Glücksfall für das Liebespaar gekommen. Der Onkel Pepes, sein einziger Angehöriger, starb in Turin. Er war Goldarbeiter und hinterließ ein kleines Vermögen. Pepe trat die Erbschaft an, aber sie wurde sein Unglück. Einer der schlimmsten Wucherer und Halsabschneider Italiens, Namens Balbazzo, wies einen Schein vor, nach welchem der verstorbene Onkel

Pepes ihm eine Summe von mehreren tausend Scudi schuldete*).

Pepe, der das vorhandene Vermögen geerbt hatte, mußte nun auch für die Schuld aufkommen. Er mußte nicht nur die ganze Erbschaft herausgeben, sowie das, was er besaß, opfern, sondern auch noch eintausendzweihundert Scudi schuldig bleiben, und da er sie nicht bezahlen konnte, ließ ihn der Wucherer in den Schuldarrest setzen. Dadurch war mit einem Schlage alles Glück und alle Hoffnung der Liebenden vernichtet. Pepe konnte die Stelle, die er erhalten, nicht antreten, er kam nach menschlichem Ermessen jahrelang nicht aus dem Schuldgefängnis heraus, und die Aussicht auf eine Heirat war gänzlich geschwunden.

Nicolina glaubte vergehen zu müssen, als das Unglück sie traf. Sie that alles mögliche, um dem Geliebten zu helfen. Sie nahm sofort eine Stellung an, und da sie französisch sprach, wurde sie Gesellschafterin und Zofe bei der Prinzessin Maria Studolmine. Aber die paar Scudi monatlichen Gehaltes, die sie hier bezog, mußte sie zum Teil zur Unterstützung ihrer kränklichen Mutter verwenden, die infolge der Abwesenheit ihrer Tochter anderweitiger Pflege bedurfte, und wie lange hätte es gedauert, bis Nicolina die Schuld von zwölfhundert Scudi tilgen konnte, die täglich noch wuchs durch die Zinsen und durch die Zahlungen, die der Wucherer für die Beköstigung Pepes im Schuldgefängnis leisten mußte!

Gestern nachmittag war Nicolina zum erstenmal hinausgewandert auf dem steilen Wege, der zu dem herrlich gelegenen Kloster La Superga führt. An diesem Wege lag das Schuldgefängnis. Was sie dort fand, überstieg

*) Ein Scudo war im Königreich Sardinien ungefähr vier Mark nach heutigem deutschen Gelde.



ihre schlimmsten Erwartungen. Pepe hatte allen Mut verloren und war geradezu lebensüberdrüssig. Er war auch körperlich erkrankt bei der erbärmlichen Kost und dem traurigen Aufenthalt, und Nicolina sagte sich, daß er in kurzer Zeit in diesem Gefängnis zu Grunde gehen müsse. Das, was der Gläubiger für den Gefangenen zahlte, genügte gerade, um das nackte Leben zu fristen. Nur von Brot, Wasser und Oliven konnte der Gefangene leben, in einem Zimmer mit verkommenen Gesellen hauste er zusammen, und die schreckliche Hoffnungslosigkeit zehrte an ihm noch mehr als die äußeren ungünstigen Verhältnisse.

Als Nicolina das Gefängnis verließ, sank sie draußen einen Augenblick zusammen, und ebenfalls gebrochen an Leib und Seele war sie in der Via di Po angelangt. Am Abend mußte sie sich zusammennehmen, um ihrer unglücklichen Herrin Hilfe zu leisten. Aber jetzt, nach schlafloser Nacht, kamen alle die schlimmen Gedanken wieder, drückte auch sie die Hoffnungslosigkeit zu Boden.

Der Diener kam und meldete, daß Seine Excellenz der Signor Rattazzi da sei, um die Prinzessin zu besuchen. Nicolina erwiderte, die Prinzessin schlafe noch und sei unter keinen Umständen zu sprechen. Gleich darauf erschien der Diener wieder: Seine Excellenz habe mit Nicolina einige Worte zu reden.

Sie ging hinaus und empfing den Staatsmann seinem Range gemäß sehr devot in einem kleinen Vorzimmerchen. Sie erklärte ihm nochmals, sie dürfe die Prinzessin unter keinen Umständen stören, da diese eine schreckliche Nacht gehabt habe.

Rattazzi war tief unglücklich, als er hörte, wie schwer die königliche Ungnade die arme Prinzessin getroffen hatte. Während er aber noch seinem Mitleid Ausdruck gab, schrillte die Klingel aus dem Schlafzimmer.

Nicolina fand ihre Herrin, die eben erwacht war, frischer, als sie geglaubt hatte. Marie Studolmine, die mit ihrer Gesellschafterin auf sehr vertrautem Fuße lebte, zumal diese die einzige Person ihrer Umgebung war, mit der sie französisch sprechen konnte, war außer sich, als sie erfuhr, Rattazzi wünsche sie zu sprechen.

„Gehe sofort zu ihm hinaus," rief sie, „und erkläre ihm, daß ich für ihn nie wieder zu Hause bin."

Diesen wenig tröstlichen Bescheid brachte Nicolina der Excellenz. Rattazzi aber wußte wohl aus seiner diplomatisch-parlamentarischen Carriere, daß man durch Zähigkeit die größten Schwierigkeiten überwindet.

„Geben Sie mir Schreibmaterial, und lassen Sie mich einen Augenblick allein," sagte er zu Nicolina.

Dann schrieb er in fliegender Hast ein Briefchen, in dem er die Prinzessin beschwor, ihn zu empfangen, ihm zu gestatten, sie seiner Verehrung und Hingebung zu versichern. Die Unterredung, welche er erbitte, sei sehr wichtig für ihrer beider Zukunft. Er habe ihr Worte zu sagen, die ihr vielleicht die königliche Ungnade gleichgültig machten, wenn sie ihn erhören wolle. Kurzum, der Brief war ein verschleierter Heiratsantrag in bester Form.

Nicolina sträubte sich anfangs, den Brief ihrer Herrin hineinzutragen. Aber einer Excellenz schlägt man so leicht nichts ab. Vielleicht dachte Nicolina sogar daran, daß dieser einflußreiche Staatsmann dem armen Pepe helfen könne. Sie brachte also den Brief ihrer Herrin, die soeben am Toilettentisch saß und sich frisieren ließ.

Die Prinzessin las den Brief und schrieb dann im Frisiermantel sofort ihre Antwort. Diese lautete:

„Ich werde Euer Excellenz empfangen und Ihren Mitteilungen ein williges Gehör schenken, wenn Sie mir eine Einladung zum Hofball, der aus Anlaß der Vermählung der Prinzessin Klothilde mit dem Prinzen Napoleon am

Fünfundzwanzigsten dieses Monats stattfinden wird, überbringen. Außerdem nicht!"

Rattazzi schien ganz glücklich über den Inhalt des Briefes zu sein. Er bat Nicolina, ihrer Herrin zu sagen, er hoffe bestimmt, ihr schon am nächsten Morgen das Gewünschte überreichen zu können. Dann verließ er das Haus und fuhr direkt nach der Piazza del Castello, wo sich das königliche Schloß befand. Er vertraute auf die Macht seiner Persönlichkeit und auf seinen Einfluß. Es schien ihm nicht so unüberwindlich schwer, die gestellte Aufgabe zu lösen.

Im Hofmarschallamt traf er den Grafen Pegoli, den er zuerst vertraulich begrüßte, ohne gleich auf den Hauptgrund seines Besuches einzugehen. Er that vielmehr, als wollte er dem alten Bekannten nur beim Vorübergehen einen Besuch machen. Dann aber kam er auf den Vorfall im Theater am Abend vorher zu sprechen und fragte, ob der König wirklich etwas Schwerwiegendes gegen Prinzessin Marie Studolmine einzuwenden habe.

„Seine Majestät waren außer sich," sagte der alte Hofmann; „Seine Majestät hatten ursprünglich die Absicht, der Vorstellung bis zum Schluß beizuwohnen, verließen aber das Theater, weil es ihm höchst unangenehm war, diese Person sich gegenüber zu haben."

„Mein lieber Freund," lächelte Rattazzi, „ohne den schuldigen Respekt vor Seiner Majestät irgendwie vergessen zu wollen, muß ich doch sagen, es ist mir nicht ganz verständlich, weshalb Majestät so feindselig gegen die Prinzessin ist. Auch Kaiser Napoleon hat sie ja nicht ganz fallen lassen, sondern sie nur zeitweilig verbannt. Und was hat denn schließlich die Prinzessin gethan? Sie hat einige Bosheiten gegen die Kaiserin Eugenie veröffentlicht. Nun, das sind kleine Streitigkeiten, wie sie die Frauen oft untereinander haben."

Graf Pegoli zog die Augenbrauen hoch. „Mein liebster Freund, Sie befinden sich im Irrtum. Nehmen Sie einen guten Rat von mir an und kompromittieren Sie sich nicht mit dieser Person. Sie waren gestern abend in der Loge der Dame, und man faßt das in ganz Turin gewissermaßen als politische Demonstration auf. Seien Sie vorsichtig, bester Freund, denn diese Prinzessin ist eine Abenteurerin!"

Rattazzi erschrak. „Eine Abenteurerin? Ich hoffe, lieber Graf, daß man das nicht wird beweisen können."

„Ja, man kann das beweisen," sagte Graf Pegoli, immer erregter werdend. „Und eben, weil diese Person eine Abenteurerin ist und weiter nichts, wollte Seine Majestät ihr ein für allemal zeigen, daß sie in Turin unmöglich ist. Ihre Abstammung schon ist eine beinahe zweifelhafte, möchte ich sagen."

„Dann sind Sie schlecht unterrichtet," versetzte Rattazzi warm. „Die Mutter der Prinzessin war die Prinzessin Lätitia Bonaparte, die Nichte Napoleons I. Sie wurde von ihrem Onkel außerordentlich hochgeschätzt und hat den Kaiser leidenschaftlich verehrt. Um des Kaisers willen hat sie einen Schritt gethan, der sie als Weib und als Mitglied der Familie Bonaparte gleich ehrt. Der einsame, verbannte Napoleon durfte auf Helena kein Mitglied seiner Familie empfangen. Nur Engländer und Frauen von Engländern hatten Zutritt. Um ihrem Onkel, der krank und gebrochen war, Gesellschaft leisten zu können, heiratete Prinzessin Lätitia den Engländer Wyse unter der Bedingung, daß er sie sofort nach der Hochzeit nach St. Helena führe. Am Tage nach der Hochzeit aber traf die Mitteilung ein, daß Napoleon gestorben sei. Die Tochter dieser Frau ist die Prinzessin Marie Studolmine, und die Napoleoniden sollten doch nicht vergessen, was die Mutter der Prinzessin für den Stammherrn des Hauses gethan hat."

„Das weiß man sehr wohl,“ wendete Graf Pegoli ein; „aber was die Tochter gethan hat, ist so schlimm, daß das Vergangene mehr wie ausgeglichen ist. Denken Sie nur an den Skandal mit den Solms.“

„Sie meinen die deutsche Fürstenfamilie?“

„Ja.“

„Mir ist nichts davon bekannt.“

„Nun, die Prinzessin hat einen Schlächtermeister in Straßburg Namens Solmes geheiratet. Seitdem nennt sie sich Prinzessin Wyse-Bonaparte-Solms, verstehen Sie, Solms, nicht Solmes. Sie hat eigentlich nicht einmal auf den Namen Bonaparte, ganz und gar nicht aber auf den Namen Solms Anspruch. Die Familie Solms, eine der vornehmsten in Deutschland, hat gegen die Hinzufügung ihres Namens zu dem Namen der Prinzessin Einspruch erhoben.“

„Diese Sache ist doch vorüber. Die Prinzessin ist von ihrem Mann geschieden, und es wird ihr wahrscheinlich wenig daran liegen, den Namen Solms weiterzuführen. Was aber den Namen Bonaparte anbelangt, so besitzt sie bestimmt ein Anrecht darauf, und Kaiser Napoleon III. hat ihr das nie bestritten. Daß die Prinzessin aber mit dem Schlächtermeister in Straßburg eine Ehe schloß, kann man ihr kaum übelnehmen. Sie war in Armut und Dürftigkeit aufgewachsen, solange die Napoleoniden nicht auf dem Throne saßen, und spät genug hat sich auch Napoleon III. entschlossen, ihr eine Rente zu zahlen. Ich sehe hier überall nur eine vom Schicksal verfolgte und bedrängte Frau und fühle mich verpflichtet, mich ihrer anzunehmen.“

Graf Pegoli lächelte. „Man weiß es, daß zarte Bande Sie an diese Dame fesseln.“

„Mag man wissen, was man will,“ sagte Rattazzi etwas ärgerlich. „Ich komme mit einer Bitte, lieber Freund. Ich

muß eine Einladung zum Hofball für die Prinzessin haben, für den Hofball, der am Fünfundzwanzigsten stattfindet."

Graf Pegoli sank entsetzt auf seinen Sessel zurück. Er sah aus, als habe er einen Schlag vor den Kopf erhalten, und starrte seinen Freund Rattazzi an, als halte er ihn für geistesgestört.

„Sie sind wahnsinnig, Rattazzi!" brach er dann los. „Gehen Sie zu einem Arzt! Wie können Sie nur annehmen, daß ich eine Einladung der Prinzessin zum Hofball befürworten werde, nachdem mir Seine Majestät ausdrücklich erklärt hat, daß die Prinzessin bei Hofe unmöglich ist! Nein, alter Freund, lieber lege ich Hand an mich selbst, als daß ich mir ein derartig schweres Vergehen gegen die Befehle Seiner Majestät zu schulden kommen ließe." —

Rattazzi verließ das Hofmarschallamt ohne Einladungskarte für die Prinzessin. Er wußte vielmehr jetzt auf das bestimmteste, daß jede Aussicht darauf geschwunden war.

3.

Auch Lord Evelyn hatte von Nicolina den Bescheid erhalten, daß die Prinzessin krank und für niemand zu sprechen sei. Der lange, noch ziemlich junge Engländer strich seinen Backenbart, sah vor sich hin und blieb unbeweglich stehen.

Nicolina betrachtete ihn erstaunt. Als ungefähr zwei Minuten vergangen waren, ohne daß Evelyn etwas sprach oder sich bewegte, sagte sie nochmals: „Ihre Hoheit bedauert sehr, Euer Herrlichkeit nicht empfangen zu können, da sie erkrankt ist. Der Arzt hat absolute Ruhe verordnet."

Nicolina sprach mit Lord Evelyn französisch, da diese Sprache dem Engländer leichter fiel als das Italienische. Schrecklich genug war das Französische allerdings, das Lord Evelyn redete.

Als auf die erneute Bemerkung Nicolinas der Gesandtschaftsattaché noch immer unbeweglich blieb, befiel das junge Mädchen eine gewisse Beängstigung. Für ihre italienische Leidenschaftlichkeit war dieses englische Phlegma etwas ganz Unbegreifliches.

Lord Evelyn griff endlich in die Tasche und zog seine Börse hervor. Er öffnete dieselbe und entnahm ihr einige Fünfscudistücke in Gold. Es waren zehn Goldstücke, die er langsam vor den Augen Nicolinas aus der Börse nahm und in der rechten Hand behielt.

„Sie sind eine kluge Dame," begann er dann in ganz gelassenem Tone, „und außerdem die Vertraute der Prinzessin, weil Sie französisch sprechen. Die Prinzessin hat es mir selbst gesagt. Eine Person in solch einer Stellung hat stets einen bedeutenden Einfluß auf die Gebieterin. Wissen Sie, ob die Prinzessin den Hofball am Fünfundzwanzigsten besuchen wird?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Nicolina wahrheitsgemäß.

Evelyn legte die zehn Goldstücke auf ein Tischchen und sagte: „Das ist für Sie, um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen. Die zehnfache Summe erhalten Sie, wenn Sie die Prinzessin bestimmen, mit mir zusammen auf den Hofball zu gehen, das heißt, wenn die Prinzessin es mir gestattet, sie abzuholen und sie auf den Hofball zu führen. Haben Sie mich verstanden?"

„Wie sollte ich das möglich machen?" fragte Nicolina erstaunt.

„Das ist Ihre Sache. Ich bin keine Frau und weiß nicht, welche Mittel Frauen anwenden. Ich weiß aber, daß es im Bereich der Möglichkeit liegt, Ihre Herrin so zu beeinflussen, daß sie meinen Wunsch erfüllt. Auf Wiedersehen!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, stieg Lord Evelyn die Treppe hinunter und fuhr davon.

Nicolina betrachtete eine Zeitlang erstaunt die zehn Goldstücke; dann ließ sie dieselben schleunigst in ihrer Tasche verschwinden. Sie dachte an Pepe. Und die zehnfache Summe, also hundert solcher Goldstücke, das waren fünfhundert Scudi, wollte der Engländer zahlen, wenn die Prinzessin mit ihm zusammen auf den Hofball ging. Das war beinahe die Hälfte der Summe, die nötig war, um Pepe aus dem Schuldgefängnis zu befreien. Ja, vielleicht verstand sich der elende Wucherer Balbazzo dazu, wenn er fünfhundert Scudi bekam, dem jungen Techniker eine Frist zu gewähren, um allmählich den Rest zu bezahlen.

Beging also Nicolina etwas Böses, wenn sie ihre Herrin veranlaßte, mit dem Engländer den Ball zu besuchen? Fünfhundert Scudi — welch eine Summe Geldes! Wie fabelhaft reich mußten doch diese Engländer sein!

Nicolina beschloß, ihr Bestes zu thun. Aber noch war sie mit ihren Gedanken beschäftigt, als Excellenz Rattazzi wieder kam, um von seinem verunglückten Versuch beim Hofmarschall zu berichten.

„Wie befindet sich die Prinzessin?" fragte er.

„Sie ist aufgestanden, fühlt sich aber recht matt. Sie hat Lord Evelyn, der soeben hier war, nicht empfangen."

„Ah, sehr gut! Aber mich müssen Sie auf alle Fälle melden."

„Excellenz, das wird unmöglich sein. Die Prinzessin hat mir vorhin den strengsten Befehl gegeben, Excellenz unter keiner Bedingung vorzulassen, wenn Excellenz nicht mit der Einladung zum Hofball erscheinen."

„Eben wegen dieser Einladung komme ich."

Nicolina zuckte die Achseln. „Ich darf nicht gegen den Befehl der Herrin handeln."

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an!" rief erregt

Rattazzi. „Ich muß in jener Angelegenheit dringend mit der Prinzessin sprechen."

„Gut. Ich will es wenigstens versuchen, aber es wird vergeblich sein."

Nicolina kehrte in der That schon nach wenigen Minuten zurück mit der Mitteilung, Rattazzi werde erst empfangen werden, wenn er eine Einladung bringe, eher nicht.

Rattazzi fuhr sich nervös in die Haare. „Dieser Eigensinn!" rief er. „Sagen Sie der Prinzessin, es sei unmöglich, ihr diese Einladung zu verschaffen. Sagen Sie, ich hätte alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, und mehr, als für meine Interessen gut ist. Aber es war alles vergeblich."

Nicolina ging wieder zu ihrer Herrin, kehrte nach kurzer Zeit weinend zurück und meldete: „Ihre Hoheit läßt Excellenz sagen, daß sie Ihnen nichts weiter mitzuteilen habe, und daß Ihre Hoheit in den allernächsten Tagen Turin verlassen werde. — Ach, heilige Jungfrau, dann verliere ich meine Stellung!"

Und sie schluchzte ohne Rücksicht auf die Anwesenheit Rattazzis ganz verzweifelt.

„Das darf nicht sein!" rief Rattazzi, der in seiner Verliebtheit davor erschrak, daß die Prinzessin für immer aus Turin verschwinden könne. „Das darf nicht sein, das wäre feige Flucht! — Hören Sie, Nicolina, wir haben die gleichen Interessen. Auch ich will nicht, daß die Prinzessin Turin verläßt, und Sie verlieren Ihre Stellung. Sie sind ja ein gewandtes Mädchen, es kann Ihnen nicht schwer fallen, die Prinzessin umzustimmen."

„Ach, Excellenz, ich weiß ja gar nicht, um was es sich handelt."

Rattazzi dachte einen Augenblick nach. „Setzen Sie sich, meine Liebe," sagte er dann, „ich will Sie aufklären."

Darauf erzählte er kurz, wie die Prinzessin den dringenden Wunsch habe, den Hofball zu besuchen, wie es unmöglich sei, eine Einladung für sie zu beschaffen, weil der König ausdrücklich bestimmt habe, es solle keine solche an die Prinzessin ergehen. Ueber die Gründe und Motive ließ sich Rattazzi nicht aus, aber die kluge Nicolina erinnerte sich in diesem Moment dessen, was vorhin Lord Evelyn gesagt hatte.

„Wir sind also Bundesgenossen, meine liebe Nicolina, wir sind auch Landsleute," fuhr Rattazzi dringend fort. „Wir müssen uns vereinigen und gemeinsam wirken. Glauben Sie nur ja nicht, daß ich Ihre Mitwirkung umsonst verlange. Trotzdem es in Ihrem eigenen Interesse liegt, daß die Prinzessin hier bleibt, weil Sie sonst Ihre Stellung verlieren, will ich Ihnen doch jeden Wunsch erfüllen, den ich erfüllen kann. Haben Sie irgend einen Wunsch, so sagen Sie ihn nur."

Jetzt oder nie! dachte Nicolina, und dann erzählte sie in wenigen Worten das Unglück, das Pepe und sie getroffen hatte.

„Ei, ei!" lächelte Rattazzi. „Also man hat einen Bräutigam, und um den alten Gauner, den Balbazzo, handelt es sich. Nun, ich werde mit dem Manne ein energisches Wort sprechen. Ich habe von früher her noch eine Abrechnung mit ihm und glaube wohl, ich kann etwas bei ihm erreichen, zum mindesten die sofortige Entlassung dieses Herrn Pepe aus dem Schuldgefängnis. Und nun hören Sie, meine Liebe. Wenn Sie die Prinzessin veranlassen, in Turin zu bleiben, wenn Sie ihre Abreise verhindern, wenn Sie außerdem meinen Weisungen Folge leisten, so verspreche ich Ihnen, daß Ihr Pepe aus dem Gefängnis entlassen werden soll."

Nicolina schien nicht ohne weiteres den Worten des italienischen Staatsmannes zu glauben. „Wann soll das

geschehen?" fragte sie. „Jeder Tag gefährdet die Gesundheit des armen Pepe."

„Ich werde ihm sofort einige Erleichterungen zukommen lassen, damit Sie meinen guten Willen sehen. Er soll ein eigenes Zimmer haben und gute Verpflegung, auf meine eigenen Kosten, und wenn der Hofball vorüber ist, das ist am Fünfundzwanzigsten, und die Prinzessin noch in Turin bleibt, und Sie, Nicolina, das erfüllt haben, was ich von Ihnen erbitte, dann soll am Sechsundzwanzigsten Ihr Bräutigam frei sein."

„Und was verlangen Excellenz?"

„Meine liebe Kleine, ich will keinerlei Geheimnisse vor Ihnen haben. Sie wissen ja ganz sicher, ebenso wie Ihre Herrin, daß ich die Prinzessin liebe. Nehmen Sie also für mich Partei, suchen Sie vor allen Dingen die Prinzessin dazu zu bringen, daß sie mir nicht zürnt, weil es mir unmöglich ist, ihr die begehrte Einladung zu besorgen. Bringen Sie die Prinzessin dazu, und ich halte mein Wort. Ja noch mehr, ich werde dem Gauner Balbazzo derart zu Leibe gehen, daß er Ihrem Bräutigam mindestens die Hälfte der Schuld erläßt. Das kann der Schuft ganz sicher, denn ich weiß, er nimmt dreihundert Prozent Zinsen und verdient noch ein sündhaftes Geld, wenn er nur die Hälfte des Restes bekommt. Also abgemacht, wie?"

Und der Staatsmann hielt dem jungen Mädchen seine Hand hin, in die Nicolina die ihre legte.

— — — — — — — — — — — —

Prinzessin Marie Studolmine war wirklich krank. Sorge und Kränkung drückten sie zu Boden. Welch eine Demütigung für sie, wenn sie jetzt aus Turin fort mußte, weil es ihr unmöglich war, sich in der Gesellschaft zu halten! Und sie war gezwungen, sofort abzureisen; denn dann konnte sie wenigstens noch behaupten, sie sei gegangen, ehe man sich entscheiden konnte, ob sie zum Hof-

balle geladen werden solle oder nicht. Wenn sie aber erst den Fünfundzwanzigsten herankommen ließ und nicht auf dem Hofball erschien, dann war sie unmöglich, dann war ihre Stellung in Turin ganz unhaltbar.

O, wenn sie nur fünf Minuten hätte auf dem Hofball sein können! Dann konnte sie Fuß fassen in der guten Gesellschaft, dann spielte sie eine Rolle in Turin, dann konnte sie dem Vetter, der auf dem französischen Kaiserthrone saß, trotzen, dann hatte sie die Stellung wiedergewonnen, die sie in Paris verloren.

Wessen ist ein Weib nicht fähig, dessen Eitelkeit und Stolz verletzt sind! Zu den ungeheuerlichsten Dingen wäre Marie Studolmine fähig gewesen, nur um auf den Hofball zu kommen.

Als Rattazzi eine halbe Stunde fort war, machte sich Nicolina in dem Zimmer der Prinzessin zu schaffen. Diese saß am Fenster und starrte unverwandt auf einen Punkt. Sie schien die Anwesenheit Nicolinas gar nicht zu bemerken.

Die kluge Italienerin hatte aber alle Veranlassung, mit der Prinzessin zu sprechen, und deshalb fragte sie möglichst sanft: „Kann ich für Eure Hoheit irgend etwas thun?“

Die schöne Frau sah auf, betrachtete ihre Dienerin und versetzte wie geistesabwesend: „Verschaffe mir eine Einladung zum Hofball.“

Nicolina lächelte. „Eure Hoheit wissen, daß ich mein Leben hingeben würde, um diesen Wunsch zu erfüllen. Eure Hoheit können deshalb auch überzeugt sein, daß ich die Frage, die ich jetzt stelle, nicht aus Neugier thue, sondern aus wirklichem Interesse, aus Dankbarkeit für die Güte Eurer Hoheit.“

„Du sprichst so sonderbar, Nicolina. Was willst du wissen?“

„Eure Hoheit verzeihen mir die Frage: Wer ist Ihnen lieber, Lord Evelyn oder Excellenz Rattazzi?“

„Eine etwas dreiste Frage!“

„Ich stelle sie im Interesse Eurer Hoheit,“ sagte Nicolina. „Auch die Maus war einmal in der Lage, dem Löwen zu helfen, wie die Fabel erzählt. Vielleicht könnte ich diesmal die Maus sein.“

„Wie? Du könntest mir helfen, Nicolina?“

„Vielleicht, Hoheit. Aber ich müßte wissen, ob der englische Herr dem Herzen Eurer Hoheit nahe steht.“

„Durchaus nicht,“ rief Marie Studolmine. „Er ist ein Engländer, und ich bin eine Französin. Schon der Unterschied der Nationen hat mir den Mann von Anfang an unsympathisch gemacht. Ich habe mir seine Huldigungen gefallen lassen, denn seine Stellung als Gesandtschaftsattaché ist eine sehr angesehene, und er ist steinreich. Was willst du aber mit all diesen Fragen?“

„Hoheit verzeihen, wenn ich jetzt noch schweige. Dürfte ich für heute nachmittag um Urlaub bitten?“

„Welch seltsames Betragen!“ sagte die Prinzessin. „Du machst mich über alle Maßen neugierig, und nun hüllst du dich in Schweigen.“

„Ich hoffe in der Lage zu sein, Eurer Hoheit morgen vormittag Günstiges mitzuteilen.“

„Dann mußt du eine Zauberin sein, und ich glaube, daß dein Wille gut ist, Nicolina, aber daß du nichts erreichen wirst. Wenn es dir aber doch gelingt, Nicolina, sollst du unter meinen Schmucksachen dir etwas Schönes aussuchen.“

Die Prinzessin schritt nach dem eisenbeschlagenen, eleganten Kasten, der auf einem Tische stand, und öffnete den Deckel. Diamantenschmuck, Gold und Perlen funkelten Nicolina entgegen.

„Sieh dir das an, das beste Stück daraus kannst du

dir wählen, mit Ausnahme dieser Brosche, die von meiner Mutter stammt. Und ich gestatte dir sogar, das Schmuckstück zu verkaufen und den Erlös als Aussteuer zu benützen."

— — — — — — — — — — — —

„Sie sind verrückt, Nicolina!" sagte Rattazzi in furchtbarstem Zorn und schleuderte ein Aktenstück, das auf seinem Schreibtisch lag, wütend auf die Erde. „Ich soll meine Erlaubnis dazu geben, daß die Prinzessin mit meinem Nebenbuhler auf den Hofball geht? Welch eine Zumutung! Wie kommen Sie dazu, mich in dieser Weise zu verhöhnen?"

Nicolina, die neben dem Schreibtische des Staatsmannes stand, blieb ganz ruhig. „Der Engländer ist kein Nebenbuhler von Eurer Excellenz," versetzte sie, „wenigstens kein glücklicher. Die Prinzessin will nichts von ihm wissen. Sie selbst hat es mir heute früh gesagt. Und wenn der Engländer die Prinzessin auf den Hofball führt, so kommt er in Ungelegenheiten, und höchstwahrscheinlich wird man ihn aus Turin abberufen. Dann sind Euer Excellenz ihn ganz los."

Rattazzi sah erstaunt in das hübsche Gesicht Nicolinas. „Das ist richtig," sagte er dann; „o, diese Weiberlist! Da kann ein alter Diplomat noch etwas lernen. Was habe ich also bei der Sache zu thun?"

„Lassen Eure Excellenz es meine Sorge sein, der Prinzessin beizubringen, daß Sie das Arrangement getroffen haben, und sie wird Ihnen dankbar sein. Und ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht, Excellenz; denn ich bin Eurer Excellenz ja so dankbar. Ich bin soeben bei meinem unglücklichen Bräutigam gewesen, und in der That hat er alle Verbesserungen seiner Lage bekommen, die mir Excellenz heute früh versprachen."

„Ich bin gewöhnt, Wort zu halten, mein liebes Kind.

Was aber Ihren Plan anbetrifft, so muß ich mir ihn doch noch überlegen. Glückt er, so ist uns ja geholfen; glückt er nicht —"

„Dann ist die Sache auch nicht schlimmer," erklärte Nicolina, „als wenn der Plan gar nicht existierte. Ich darf wohl hoffen, von Excellenz morgen Antwort zu haben."

4.

Lord Evelyn war Engländer durch und durch in allem seinem Fühlen und Denken. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, der begünstigte Bewerber der schönen Prinzessin Marie Studolmine zu werden, und er wollte seinen Zweck erreichen, wenn es auch noch so viel Geld kostete. Ob er die Prinzessin liebte, wußte er selbst nicht; ob er sie heiraten wollte, darüber war er sich auch noch nicht klar. Seine Verwandtschaft, besonders seine noch lebende Mutter, hätten sich wahrscheinlich entsetzt, wenn er diese abenteuerliche Prinzessin heiratete, die nicht überall als voll anerkannt wurde. Aber von dem alten Rattazzi wollte er sich doch nicht aus dem Felde schlagen lassen.

Seine Freude war daher riesengroß, als er nicht nur von Nicolina, sondern auch von der Prinzessin selbst erfuhr, daß sie mit ihm zusammen den Hofball besuchen wolle. Prompt zahlte Lord Evelyn an Nicolina an jenem Tage die fünfhundert Scudi und freute sich auf das bestürzte und enttäuschte Gesicht, das Rattazzi machen würde, wenn er, der englische Attaché, mit der Prinzessin am Arme auf dem Hofball erschien.

Daß die Prinzessin eingeladen werde, stand für Lord Evelyn fest. Rattazzi hatte ihm so ganz zufällig Andeutungen gemacht, durch welche er überzeugt sein mußte, daß man natürlich eine Prinzessin aus dem Hause Bonaparte bei einem Balle zu Ehren der Vermählung eines napoleonischen Prinzen nicht mit einer Einladung übergehen könne.

Am Abend des 25. Januar holte der Engländer in einer besonders eleganten Equipage die im vollsten Schmuck ihrer Garderobe und Kostbarkeiten, aber auch ihrer wunderbaren Schönheit strahlende Prinzessin aus ihrer Wohnung in der Via di Po ab. Nach kurzer Fahrt kam man an das Portal des königlichen Schlosses, vor welchem schon eine ganze Reihe von Equipagen hielt.

Lord Evelyn half seiner Dame aus dem Wagen, und es fiel ihm auf, daß die Hand der Prinzessin etwas zitterte, als sie dieselbe auf seinen Arm legte, um durch das Vestibül nach der Garderobe zu schreiten. Nachdem die wärmenden Hüllen abgelegt waren, schritt Evelyn stolz mit der schönen Frau am Arme die Treppe zu den Festräumen des Königsschlosses empor. An der Thür stand einer der Hofbeamten, der die Einladungen abnahm. Lord Evelyn überreichte ihm die seine, ein goldgerändertes Stück Papier, und der Beamte verbeugte sich tief vor dem ihm wohlbekannten englischen Attaché, ohne nach der Einladung der Dame, die am Arme des Engländers sich befand, zu fragen.

Daß es so kommen würde, hatte Nicolina ausgeklügelt, und sie hatte recht behalten.

Im nächsten Augenblick war Prinzessin Maria Studolmine im Festsaal.

„Führen Sie mich bis in die Mitte des Saals unter den Kronleuchter,“ sagte sie ihrem Kavalier, der mit der Miene eines Siegers durch den Saal schritt.

In diesem Augenblick ertönten die Fanfaren der Musik, die auf der Galerie aufgestellt war, und König Viktor Emanuel mit seiner Tochter und deren Bräutigam, sowie mit dem Kronprinzen Umberto betrat den Saal.

Die Musik intonierte auf den Wink des Oberhofmarschalls eine Tanzweise; um den Kronleuchter aber bildete sich eine dichte Gruppe. Mit Erstaunen, mit Ueber-

raschung oder mit selbstgefälligem Lächeln, je nachdem man an die Einladung der Prinzessin geglaubt hatte oder nicht, hatte die Ballgesellschaft die schöne Frau mitten im Saale stehen sehen. Nun war der Zweifel vorüber, die Prinzessin hatte eine Einladung erhalten; die Leute, die das Gegenteil behauptet, hatten sich getäuscht. Jetzt war die Prinzessin legitimiert, und Herren und Damen aus der guten Gesellschaft drängten sich heran, um nur einen Blick, ein Wort der schönen Frau aufzufangen.

Auch auf der Estrade, auf der die Fürstlichkeiten saßen, fiel die dichte Gruppe auf. Aber ehe noch der König eine Frage thun konnte, sah er seinen Oberhofmarschall leichenblaß und mit schlotternden Knieen neben sich.

„Majestät,“ stotterte Graf Pegoli, „die Prinzessin Wyse-Bonaparte ist im Saale. Sie hat keine Einladung erhalten, ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist, und dennoch ist sie hier!“

Der König war entrüstet. „Untersuchen Sie sofort den Fall und schaffen Sie diese Person fort!“ befahl er.

Immer noch leichenblaß, zitternd vor Aufregung und Angst vor der unvermeidlichen Skandalscene, die jetzt folgen mußte, stieg Graf Pegoli von der Estrade herunter und näherte sich der Gruppe, deren Mittelpunkt Prinzessin Marie Studolmine bildete.

Die Prinzessin sah den alten Herrn kommen und eilte ihm mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln entgegen.

„Mein teurer Graf,“ rief sie, „welche Freude, Sie zu sehen!“

Und Graf Pegoli konnte nur murmeln: „Ich muß Sie sprechen, im Auftrage Seiner Majestät.“

Ungeniert nahm die Prinzessin den Arm des Oberhofmarschalls und ging mit ihm nach einer der Fensternischen.

„Hoheit haben keine Einladung erhalten,“ begann der Oberhofmarschall, als er mit der Prinzessin allein war.

„Nein. Ich bin trotzdem auf den Ball gekommen und bleibe hier. Man kann mich vielleicht mit Gewalt fortbringen lassen; das wird aber einen furchtbaren Skandal geben, denn ich werde nicht ruhig sein dabei."

„Seine Majestät sind außer sich," sagte fassungslos über diese Dreistigkeit der Oberhofmarschall.

„Ich bin es auch, weil man vergessen hat, mich, eine Prinzessin Bonaparte, einzuladen. Ich wollte das Versehen, das Sie begangen haben, indem Sie mir keine Einladung schickten, wieder gutmachen, indem ich hier erschien."

„Aber Seine Majestät —" stammelte der geängstigte Oberhofmarschall.

Die Prinzessin lächelte. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich will durch meine Anwesenheit hier niemand kränken und ärgern. Reichen Sie mir den Arm und führen Sie mich durch sämtliche Festräume. Wir können dabei in liebenswürdigster Weise miteinander plaudern. Dann verpflichte ich mich, den Ball zu verlassen." *)

„Ich werde Seiner Majestät die Sache vortragen," versicherte Graf Pegoli.

„Und fügen Sie hinzu, daß ein Skandal unvermeidlich ist, wenn man auf meinen Wunsch nicht eingeht. Und damit würde eine peinliche Bloßstellung des englischen Attachés verbunden sein, der mich ohne Karte hier eingeführt hat."

Mit einem süßen Lächeln sah Prinzessin Marie dem unglücklichen Grafen nach, als er wieder zur Estrade hinaufstieg, um dem Könige die Meldung zu machen. Mehr als je war die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft jetzt auf die Prinzessin gerichtet.

Nach kurzer Zeit stieg Graf Pegoli von der Estrade

---

*) Thatsächlich wie der ganze Vorfall.

herunter, reichte der Prinzessin den Arm und führte sie langsam durch die Festräume. Der König hatte, um jeden Skandal zu vermeiden, die Bedingungen der schönen Frau angenommen.

Graf Pegoli hatte nichts zu thun, als zuzuhören. Die Prinzessin plauderte, blieb demonstrativ mit ihm hier und dort stehen, redete diesen oder jenen an, der ihr schon bekannt war, ließ sich durch Pegoli Leute aus der besten Gesellschaft vorstellen und kam nach einer Stunde wieder in den Saal zurück. Dort erklärte sie auffallend laut: „Mein lieber Graf, ich bliebe sehr gerne noch, aber es ist unerträglich heiß hier. Ich muß nach Hause. Entschuldigen Sie mich bei Seiner Majestät und sprechen Sie Seiner Majestät meinen tiefgefühltesten Dank aus für alle Freundlichkeit."

Graf Pegoli geleitete die Prinzessin bis zur Garderobe, ließ durch einen Diener einen Wagen herbeirufen und kehrte dann nach dem Ballsaal zurück, um dem Könige mitzuteilen, daß seine schwere Aufgabe erfüllt sei.

— — — — — — — — — — — —

Als am nächsten Tage Rattazzi dem Könige meldete, daß er sich mit der Prinzessin Marie Studolmine verlobt habe, war der König diplomatisch genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Die Prinzessin hatte gesiegt. So ziemlich allen Beteiligten war geholfen, Lord Evelyn ausgenommen. Pepe war frei, der Wucherer begnügte sich, durch Rattazzi veranlaßt, mit fünfhundert Scudi. Rattazzi beschenkte Nicolina noch besonders und brachte ihren Bräutigam in eine gute Beamtenstellung. Er wurde nämlich im März schon wieder Ministerpräsident. Nicolina blieb bei der Prinzessin, bis diese Frau Rattazzi wurde, dann heiratete sie ihren Pepe. Von den Schmucksachen der Prinzessin wählte sie nur ein kleines Andenken.

Die Ehe Rattazzis und der Prinzessin wurde, wie wohl von vornherein anzunehmen war, nichts weniger als glücklich. Die Prinzessin war eine zu „energische“ Dame, und Lord Evelyn pries seinen guten Stern, daß er nicht der begünstigte Freier gewesen war.

Rattazzi starb im Jahre 1873. Einige Jahre später heiratete seine Witwe zum drittenmal, diesmal einen blutjungen spanischen Edelmann, Namens de Rute. Auch diesen überlebte sie, denn er starb Ende der achtziger Jahre, während die Schriftstellerin Wyse-Bonaparte-Solms-Rattazzi-Rute noch heute in Paris lebt. Sie hat sich durch ihre Romane und Denkwürdigkeiten auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht.





Ein wertvolles Gewürz.

Botanische Streifzüge von Franz Westege.

Mit 7 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

Schon auf den untersten Stufen der Kultur fängt der Mensch an, sich die Welt der Pflanzen dienstbar zu machen. Nachdem er einmal die ihm nützlichen Arten kennen gelernt, hat er in der Zeit, von der wir geschichtliche Kunde besitzen, nicht nur mit bestem Erfolge deren Eigenschaften auf künstliche Weise noch erheblich zu vervollkommnen gewußt, sondern auch aus den entferntesten Ländern solche, die sich in seiner Nähe kultivieren lassen, herbeigeholt und angepflanzt. Der Handelsverkehr aber vermittelt die Produkte solcher Pflanzen, die in unserem Klima nicht gedeihen wollen, und die Kulturgeschichte weist zahlreiche Fälle nach, in denen durch Einführung derartiger Erzeugnisse fremder Zonen die erstaunlichsten Veränderungen in der Lebensweise ganzer Völker hervorgebracht worden sind.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß solche ausländischen Naturprodukte wiederholt gewaltigere Umwälzungen bewirkt haben als selbst die Thaten der größten Eroberer. Man denke beispielsweise nur einmal daran, welchen Einfluß der Anbau der Kartoffel auf die Bewohner unseres Erdteils ausgeübt hat; welche Herrschaft

der Genuß von Kaffee und Thee, sowie der Gebrauch des Tabaks auf alle Stände ausübt u. s. w.

Auf die eine oder andere Weise gewähren fast alle Pflanzenarten irgend einen Nutzen, doch beschränkt sich



Das Abschneiden der Zweige des Zimmetbaumes.

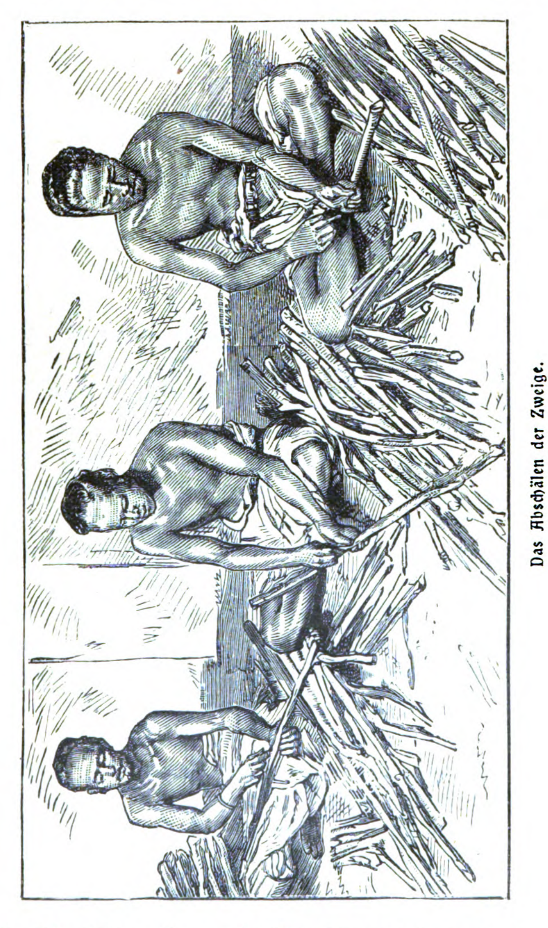
die Zahl solcher, die zu besonderen Zwecken aufgesucht, angebaut oder in den Handel gebracht werden, auf etwa 3000 Arten, von denen uns gegen 70 Gewürze liefern.

Im allgemeinen versteht man unter Gewürzen alle Stoffe, die in geringer Menge den Speisen zugesetzt werden, um einerseits ihren Geschmack zu erhöhen und sie

andererseits genießbarer und verdaulicher zu machen. Demzufolge müßte man auch Säuren und das Kochsalz zu den Gewürzen rechnen; gewöhnlich stellt man diese aber als sogenannte Würzen den Gewürzen im engeren Sinne gegenüber und zählt zu den letzteren nur solche Stoffe, die vor allem einen eigentümlichen Reiz auf unseren Organismus ausüben. Weitaus die meisten entstammen dem Pflanzenreiche und werden bald aus Wurzelstöcken oder Rinden, bald aus Blättern, Blüten, Früchten oder Samen gewonnen. Allen ist aber gemeinsam, daß sie gewisse Mengen von ätherischen Oelen oder von Stoffen harziger Natur enthalten, die ihnen den eigenartigen starken Geruch oder Geschmack verleihen, die unsere Verdauungswerkzeuge und das Nervensystem reizen und dadurch den Stoffwechsel wesentlich beeinflussen. Sie sind aber keine Nahrungsstoffe, denn sie vermögen nicht, wie unsere Nahrungsmittel, die im Organismus verbrauchten Muskeln, Nerven u. s. w. zu ersetzen.

Die erwärmende Reizung, welche der brennende und scharfe Geschmack der Gewürze unmittelbar auf Gaumen und Magen ausübt, dürfte wohl die Ursache gewesen sein, wodurch sie überall Einfluß gewannen und zum Teil geradezu zu Lebensbedürfnissen geworden sind. Sie regen die Verdauungsdrüsen an, wodurch die Auflösung und Verdauung der Speisen bis zu einem gewissen Grade befördert wird, falls man sie nicht im Uebermaß gebraucht. In diesem Falle erhitzen sie das Blut zu stark, bei mäßigem Gebrauche wird die Ernährung gesteigert. Wie auf die übrigen Organe, wirkt ihr Reiz auch ganz besonders auf das Gehirn ein; die geistige Thätigkeit wird erhöht, die Phantasie und Denkkraft angeregt. Die Thatsache steht fest, jedoch ist der Wissenschaft der Nachweis noch nicht gelungen, in welcher besonderen Art dies geschieht. Andererseits ist aber auch ebenso feststehend, daß jeder

übermäßige Genuß von Gewürzen eine Ueberreizung bewirkt, welche die übelsten Folgen für Geist und Körper



Das Abschälen der Zweige.

nach sich zieht. Zu große Gewürzmengen erzeugen erfahrungsgemäß Entzündungszustände und verhalten sich

überhaupt wie reizende Gifte. Kindern bleiben sie deswegen am besten ganz entzogen; auch bei erwachsenen Personen wird sich ein Uebermaß stets rächen, zumal bei Konstitutionen mit ohnehin schon reizbarem Nervensystem. Wie überall gilt es, auch in dieser Beziehung das richtige Maß zu halten.

In der Kulturgeschichte der Völker reicht der Gebrauch von Gewürzen sicherlich ebenso weit hinauf wie das Bedürfnis, den faden Geschmack von Nahrungsmitteln durch Zusätze zu verbessern. Bereits die Alten verbrauchten in großen Mengen Gewürze, die meist aus Ostindien zu ihnen kamen. Im Mittelalter wurde dann, wie noch gegenwärtig im Morgenlande, ein wahrer Mißbrauch mit ihnen getrieben, und erst allmählich gelang es, ihre Benutzung auf das heutige Maß zurückzuführen. Nach unseren Gegenden wurden schon sehr früh Gewürzkräuter über die Alpen gebracht und aus dem Südosten unseres Erdteiles eingeführt. Zu diesen und vielfach an ihre Stelle traten später die Gewürze der tropischen Zone, wo die heißere Sonne unzählige Stoffe destilliert, zu deren Erzeugung unsere gemäßigteren Breiten unfähig sind. Sie begreift man seit ihrer Einführung im 16. Jahrhundert vorzugsweise unter dem Namen der Gewürze, und eines der wichtigsten unter ihnen ist neben dem Pfeffer, den Gewürznelken, der Vanille und anderen der Zimmet, bei dessen Heimat und Gewinnung wir im nachstehenden eingehender verweilen wollen.

Zimmet, auch Zimt oder Kaneel, heißt bekanntlich jenes feine Gewürz, das aus der Innenrinde gewisser Bäume aus der Familie der Laurineen oder Lorbeergewächse gewonnen wird. Schon 400 Jahre v. Chr. trieben die Phöniker und Aegypter Handel mit Zimmet, der bereits Moses bekannt war, wie auch Herodot, Hippokrates und Plinius, indessen scheint ihre Kenntnis davon

noch ziemlich ungenau gewesen zu sein, weshalb sie auch wohl verschiedene andere aromatische Rinden so benannten. Der griechische Name Kinnamomon (lateinisch: Cinnamomum) kommt von dem Zeitworte kinein = zusammenrollen (wegen der Form der in den Handel gebrachten



Wegschaben der äusseren Rindenschichten.

Rinde) und a = ohne und momos = Tadel, bedeutet also ein aufgerolltes, tadelloses Gewürz. Auch die bei uns gebräuchliche Bezeichnung Kaneel rührt von dem lateinischen Canella = Röhrchen, wegen der Aufrollung, her.

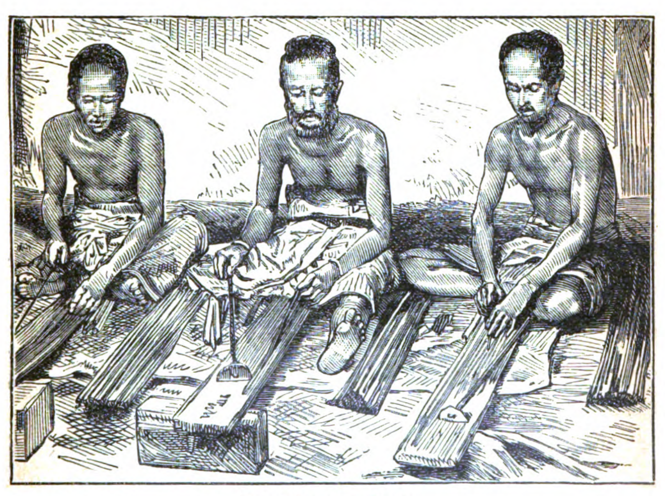
Ueber das Zimmetland der Alten hat Dr. H. Schlichter in einer Sitzung der „Royal Geographical Society“ in London interessante Mitteilungen gemacht. Einer der

ersten Geographen des Altertums, Claudius Ptolemäus (150 v. Chr.), der nicht bloß die Lage der Küste von Ostafrika bis über Sansibar gut gekannt und auf eine Karte gebracht hat, sondern auch bereits die Lage der großen Seen im östlichen Aequatorialafrika ziemlich genau angab, suchte jenes Zimmetland südöstlich vom Viktoria Nyanza. Die allgemeine Ansicht der Alten verlegte es dagegen an die Südküste des Golfes von Aden und das Küstenland im Süden des Kaps Guardafui. Dr. Schlichter hält nun dafür, daß der den Alten bekannte Zimmet die später genauer zu besprechende chinesische Zimmetkassie war, wie es ja auch feststeht, daß auf Ceylon, das heute die echte Zimmetrinde erzeugt, noch lange, nachdem es bereits von europäischen Seefahrern besucht worden war, dieses Gewürz nicht hervorgebracht wurde.

Nun hat allerdings bisher die Meinung bestanden, daß die Zimmetkassie nebst anderen Erzeugnissen des fernen Ostens durch indische Kaufleute nach den Häfen am Roten Meer und der afrikanischen Nordostküste gebracht worden sei, wo sie zuerst von den Phönikern und nach dem Untergange von Tyrus von den Aegyptern in Empfang genommen wurde, die sie weiter nach Alexandrien und den Häfen des Mittelmeeres brachten, zugleich Sorge dafür tragend, daß die Herkunft dieses wertvollen Gewürzes Geheimnis blieb. Da in Afrika aber, soweit uns bekannt ist, weder die Kassie noch der echte Zimmet in einem für den Außenhandel genügenden Maße hervorgebracht wurde, so scheint die Ansicht des Claudius Ptolemäus nicht haltbar, und die Frage nach der Lage des antiken Zimmetlandes bleibt also nach wie vor eine offene.

Fest steht dagegen, daß im Mittelalter die Venetianer, diese ersten Vermittler des Gewürzhandels, auch jene als besonders köstlich geltende Spezerei nach dem übrigen Europa gebracht haben. Als dann der Seeweg um das

Kap der Guten Hoffnung entdeckt worden war, kam dieser Handel in die Hände der Portugiesen, welche aber 1658 durch die Holländer völlig von Ceylon verdrängt wurden. Diese schränkten die Kultur des Zimmets ein, um seinen Preis in die Höhe zu treiben, indem sie sie gleichzeitig außerhalb jener Insel völlig unmöglich zu machen suchten. So wurde beispielsweise das Verkaufen oder Verschenken



Das Glätten der Rinde.

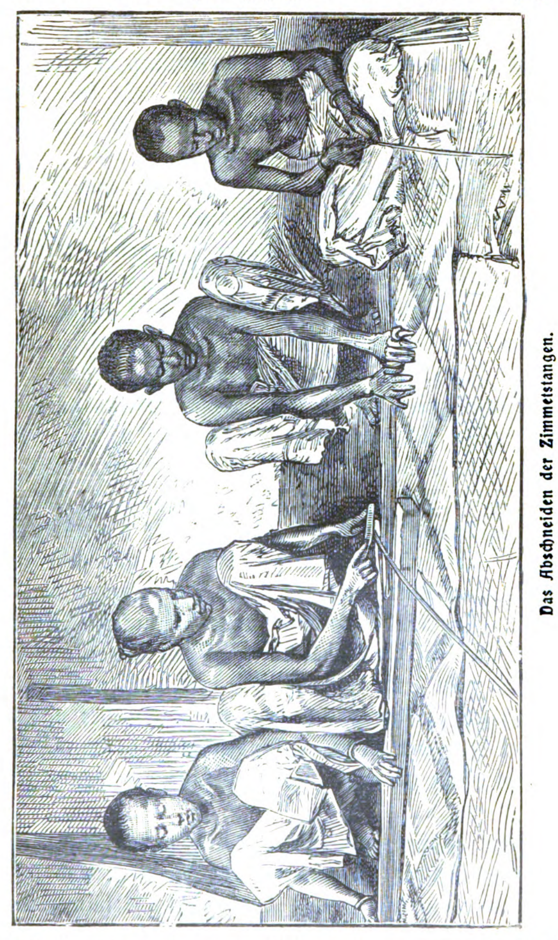
der kleinsten Menge dieses Gewürzes, ja sogar das bloße Abschälen eines Zweiges, wofern es nicht durch Regierungsbeamte oder auf deren Befehl geschah, mit dem Tode bestraft. Nachdem Ceylon dann 1798 englische Kolonie geworden war, wurde der Anbau und Verkauf des Zimmets Monopol der britischen Regierung, die letzteres zwar 1833 aufhob, dafür jedoch eine sehr hohe Ausfuhrsteuer einführte. Infolgedessen erfuhren die auswärtigen Zimmetplantagen eine bedeutende Vermehrung,

und der Verbrauch der bedeutend billigeren Kassiesorten nahm gewaltig zu. Nach wie vor ist aber jenes Eiland die vorwiegende Erzeugungsstätte des echten Zimmets geblieben.

Der Ceylon- oder echte Zimmet stammt von dem ceylonischen Zimmetbaum (Cinnamomum ceylanicum), den man in neuerer Zeit auch nach anderen tropischen Ländern verpflanzt hat. Auf Java, in Indien, Westindien und Südamerika hat man ihn zu kultivieren gesucht, jedoch die Erfahrung machen müssen, daß die Rinde nirgends der auf Ceylon gewonnenen an Feinheit und Würze gleichkommt. Es wird deshalb von Interesse sein, den Anbau des Baumes und die Zimmetgewinnung auf Ceylon selbst genauer kennen zu lernen.

Man findet den Zimmetbaum, der — wie schon erwähnt — zu den Lorbeerbäumen gehört, dort vorwiegend in der regenreichen südwestlichen Hälfte, wohin er schon früh gekommen sein muß. Er liebt sandigen Küstenboden und eine feuchte Atmosphäre und wird bei freiem Wachstum bis 9,5 Meter hoch, während man ihn in den Plantagen höchstens 4 Meter hoch werden läßt; der glatte, blanke Stamm besitzt dann etwa die Stärke unserer Haselstaude. Die Vermehrung geschieht entweder durch Stecklinge oder Samen. Die Samenbeete müssen gut umgegraben und sehr sorgsam von Steinen und Unkraut befreit werden. Es muß für künstliche Bewässerung gesorgt sein, auch empfiehlt es sich, die sprießenden Keime von nahestehenden größeren Bäumen beschatten zu lassen. Zum Zwecke der Aussaat, die im April vor sich geht, nimmt man völlig ausgereifte Früchte, läßt sie liegen, bis das äußere Fleisch in Fäulnis übergeht, und befreit dann die Samenkörner davon durch Treten mit den Füßen und durch Waschen. Man verpflanzt die Sämlinge mit den daran haftenden Erdballen und erhält dann nach

zwei bis drei Jahren von ihnen den ersten Zimmetertrag; bei den aus Stecklingen gezogenen Sträuchern dagegen



Das Abschneiden der Zimmetstangen.

läßt sich bereits nach einem Jahre oder nach anderthalb Jahren die erste Ernte halten.

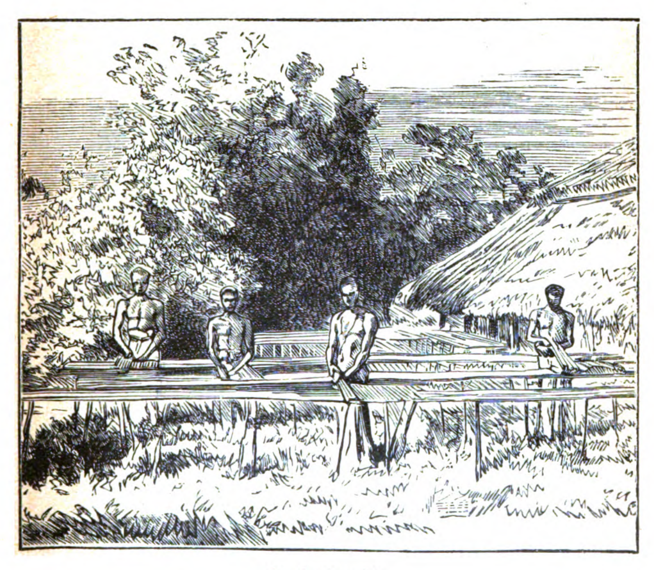
In jedem Jahre muß die Pflanzung drei- bis viermal ausgejätet werden; die Erde um die $2^1/_2$ bis 3 Meter voneinander entfernt stehenden Sträucher wird dabei jedesmal gelockert und angehäufelt. Erfahrungsmäßig liefern die dünnen Zweige den feinsten Zimmet; man köpft deshalb die Sträucher, ähnlich wie bei uns die Korbweiden, damit der Stamm gezwungen wird, einen ganzen Busch von Trieben zu bilden.

Die Ernte wird während der im Mai und November eintretenden Regenperioden gehalten. Zunächst schneiden die Plantagenarbeiter mit einem sichelartig gekrümmten Messer die Zweige ab. Man befreit diese dann von den Blättern und die Rinde oberflächlich von etwaigen Auswüchsen und sonstigen Unregelmäßigkeiten, die unter dem Namen Zimmetschnitzel (Chips) verkauft werden.

Hierauf wird die Rinde von den Zweigen geschält und zu Bündeln zusammengebunden, worauf man sie so vierundzwanzig Stunden liegen läßt. Sie macht dann während dieser Zeit eine Art von Gärung durch, welche die folgende Arbeit erleichtert. Es handelt sich nämlich jetzt darum, die Außenschichten der bitterlich zusammenziehend schmeckenden Rinde wegzuschaben. Der Arbeiter legt dabei jede einzelne Rinde auf eine runde, schrägstehende Stange, welche oben in der Gabel eines in den Boden gerammten Pfahles ruht. Er hält sie mit dem nackten linken Fuße darauf fest, während er mit dem Schabmesser nur genau so viel von der obersten Rindenschicht entfernt, als unbedingt nötig ist, wozu natürlich eine bedeutende Uebung gehört.

Man glättet nun die aus der reinen Bastschicht bestehenden Rinden auf untergelegten Brettern und läßt sie, nachdem man auf je eine breitere Rinde immer mehrere schmale gelegt, einige Stunden trocknen. Dabei rollen sie sich von selbst zusammen, so daß sie jetzt ineinander

steckend eine lange Röhre darstellen, die man in etwa fußlange Stücke schneidet. Diese Stücke werden nun auf den eigentlichen Trockenplatz gebracht, wo man sie erst einen Tag ganz im Schatten ausbreitet, um sie dann zum völligen Austrocknen auf besonderen Gerüsten in die



Ein Trockenplatz.

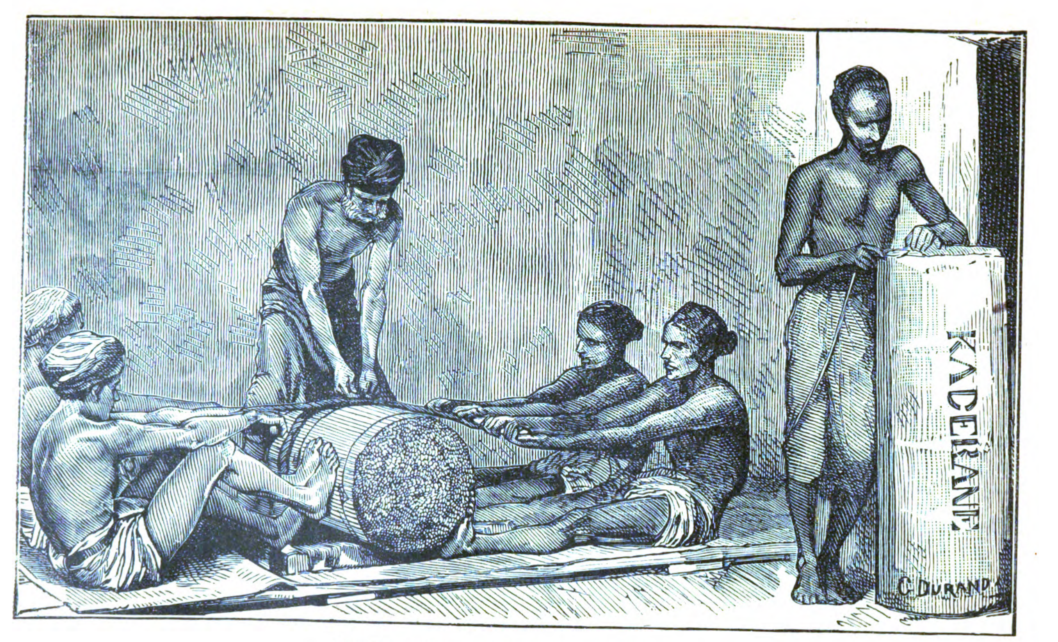
Sonne zu bringen. Die letzte Arbeit ist das Verschnüren und Verpacken des fertigen Zimmets zum Export; die Ballen (Fardelen) bekommen dabei ein Gewicht von je 40 Kilogramm.

Der auf diese Weise erhaltene Ceylonzimmet besteht aus leicht zerbrechlichen Röhrchen von bräunlichgelber Farbe, feinem, aromatischem Geruch und süßlichem, zugleich aber etwas brennendem, gewürzhaftem Geschmack. Die einzelnen Rinden haben etwa die Stärke eines Karten=

blattes. Hauptbestandteil dieses Gewürzes ist ätherisches Oel, ferner enthält es Zucker, Mannit, Gummi, Stärke und Gerbsäure. Den feinsten Zimmet liefern die dünnen Schossen der Spitzen; die unteren, stärkeren Zweige geben geringere Sorten, und der meist ordinäre Zimmet des Handels kommt gar nicht vom echten Zimmetbaum, sondern von der nahe verwandten, gleich zu besprechenden Kassie.

Auf Ceylon selbst sind gegenwärtig über 19,000 Acker mit Zimmetbäumen bepflanzt, die an 25,000 Menschen beschäftigen und einen Jahresertrag liefern, dessen Wert man auf 3 bis 4 Millionen Mark schätzt. Die schönsten Zimmetplantagen findet man in der Umgebung der Hauptstadt Colombo, die auch zugleich den Zentralpunkt für den gesamten Zimmethandel bildet.

Wir kommen nun zu der zweiten, in den Handel gelangenden Sorte Zimmet, der schon mehrfach genannten Zimmetkassie oder Zimmetkassia (Cinnamomum Cassia), auch chinesischer Zimmet geheißen, während die noch geringeren Sorten meist als Holzkassie bezeichnet werden. Die ersteren stammen alle von einem in Südchina wie in Cochinchina heimischen Baume, Cinnamomum Cassia, der dort und auf den Sundainseln gezogen wird. Die Kassia, welche genau so wie der Ceylonzimmet gewonnen wird, ist dunkler als dieser, fast rötlichbraun, Geruch und Geschmack sind nicht so fein, und die einzelnen Rinden dicker. Zimmetkassie gelangt in Kisten von etwa 30 Kilogramm hauptsächlich über Hamburg und New York in den Handel. China führte im Jahre 1893 aus: 34,329 Pikuls (à 60,17 Kilogramm). Das Kilogramm kostet im Großhandel gegenwärtig 1 Mark 20 Pfennig. Die dritte und geringste Sorte, die Holzkassie (Cassia lignea), entstammt einer verwilderten Form des ceylonischen Zimmetbaumes, der nach dem indischen Festlande gebracht wurde.



Das Verschnüren und Verpacken des Zimmets.

Wir haben noch des sogenannten weißen Zimmets Erwähnung zu thun, der aber kein echter Zimmet ist, sondern vielmehr die Rinde von Canella alba, eines auf den Antillen heimischen hohen Baumes aus der Familie der Klusiaceen. Dieser weiße Zimmet gelangt in Röhren oder riemenförmigen Stücken in den Handel, die auf der Außenseite blaßrötlich, auf der inneren weiß sind und einen allerdings zimmetähnlichen Geruch, sowie einen bitterlichen, scharf aromatischen Geschmack besitzen. Dieser Zimmet wurde früher als Gewürz verwendet, jetzt braucht man ihn nur noch in der Likörfabrikation.

Was die Verwendung des echten Zimmets betrifft, der bei den alten Israeliten als Bestandteil des heiligen Salböles benutzt wurde, so dient er fast ausschließlich als Gewürz in der Küche, in Konditoreien, Parfümerien und zu Likören, ferner aber auch als Arzneimittel in Form von Tinkturen und Zimmetwasser. Diese Mittel wirken zunächst auf die Verdauungsorgane, erregen Eßlust und Magenwärme und bilden deshalb ein vortreffliches Verdauungsmittel; außerdem wirkt der Zimmet flüchtig erregend auf die Unterleibsorgane und in großen Gaben auf den ganzen Organismus. Gegen Durchfall ist das Kauen einer Stange Zimmet ein sicheres und bei den meisten Personen fast augenblicklich wirkendes Mittel.

Die ebenfalls als Gewürz dienenden Zimmetblüten sind die unreifen Früchte von Cinnamomum Tamala (Hinterindien und Malaiischer Archipel), nach anderen von Cinnamomum Loureirii (Cochinchina). Sie sehen aus wie rundlich keilförmige, kleine Nägel und bestehen aus einem pfefferkorngroßen dunkelbraunen Köpfchen mit einem dünnen Stil. Geruch und Geschmack sind zimmetartig; den wesentlichen Bestandteil dieser noch vereinzelt in der Likörfabrikation benutzten Zimmetblüten (Preis im Großhandel 2 Mark 25 Pfennig für das Kilogramm) bildet ätherisches Oel.

Aus den gröberen Zimmetsorten und aus den oben erwähnten Abfällen des feinen gewinnt man das hauptsächlich zu Parfümeriezwecken dienende Zimmetöl, von dem der Ceylonzimmet wie die Zimmetkassie etwa ein Prozent enthalten. Ein Kilogramm Zimmetkassiaöl kostet 6 Mark, das gleiche Quantum Ceylonzimmetöl dagegen 65 Mark. Letzteres wird nicht auf Ceylon selbst, sondern erst in Europa aus dem echten Ceylonzimmet destilliert, ist rötlichgelb und dickflüssig und besitzt einen wesentlich feineren Geruch und lieblicheren, süßeren Geschmack als das Kassiaöl, dem es jedoch in den chemischen Eigenschaften gleicht.

Aus den reifen, schwarzblauen Beeren des Zimmetbaumes endlich gewinnt man durch Auskochen ein wohlriechendes Oel, das beim Erkalten fast wie Wachs wird und Kerzen von lieblichem Wohlgeruch liefert. Diese aromatischen Kerzen durften ehemals auf Ceylon, bevor der Herrscher des Königreiches Kandy von den Engländern besiegt und abgesetzt wurde, ganz allein an dem dortigen königlichen Hofe gebrannt werden.





Familie und Haus

nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.

❦

VII. Scheidung der Ehe.

Gleich den Vorschriften über das eheliche Güterrecht traten am 1. Januar 1900 für die bestehenden Ehen auch die Bestimmungen des B.G.B. über die Ehescheidung in Kraft. Doch kann die Scheidung einer Ehe aus einem vor dem 1. Januar 1900 liegenden Grunde nur dann erfolgen, wenn dieser schon nach den bisherigen Landesgesetzen ein Scheidungsgrund war.

Die Scheidung einer Ehe erfolgt wie bisher nach vorausgegangener Klage durch ein gerichtliches Urteil. Neben der Ehescheidung kennt das B.G.B. noch die durch den Reichstag in dasselbe eingefügte „Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft". Dieselben Gründe, welche einen Ehegatten zu einer Klage auf Ehescheidung berechtigen, sind auch für die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft maßgebend. Rücksichten auf das katholische kirchliche Eherecht, welches die Ehe als ein Sakrament ansieht und sie für unlöslich erklärt, haben dazu geführt, die thatsächlichen Wirkungen der Ehescheidung auch bei solchen Eheleuten eintreten zu

lassen, die aus religiösen Bedenken eine völlige Scheidung nicht wollen.

Selbstverständlich ist, solange die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft besteht, die anderweitige Wiederverheiratung beider Teile ausgeschlossen. Die Eheleute können aber im Falle einer Aussöhnung die Wiederherbeiführung einer gültigen Ehe zwischen ihnen sehr leicht bewirken. Es bedarf nur der Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft.

Nur eine Aenderung tritt nach Paragraph 1587 in diesem Fall bezüglich der Güterverhältnisse ein: die Eheleute leben fortan in Gütertrennung.

Der beklagte Ehegatte kann jederzeit nach Erlaß des Urteils auf Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft die völlige Scheidung der Ehe beantragen; sie muß alsdann anstatt der zeitweiligen Trennung ausgesprochen werden.

Diese Vorschriften gelten nicht nur für Katholiken, sondern für alle Deutsche.

Nach dem B.G.B. soll nur wegen eines Verschuldens eines der Ehegatten oder beider eine Ehe geschieden werden, oder wenn einer von ihnen in Geisteskrankheit verfällt. Die Geisteskrankheit gilt jedoch erst als Scheidungsgrund, wenn sie mindestens drei Jahre gedauert hat. Sie muß außerdem einen solchen Grad erreicht haben, daß die geistige Gemeinschaft zwischen den Eheleuten aufgehoben, und die Aussicht auf Wiederherstellung des Erkrankten ausgeschlossen ist.

Damit fallen verschiedene in einzelnen deutschen Staaten bisher anerkannte Ehescheidungsgründe fort, wie zum Beispiel die unüberwindliche Abneigung, die gegenseitige Einwilligung der Eheleute bei kinderloser Ehe, die Veränderung der Religion des einen Ehegatten und anderes mehr.

Das B.G.B. führt als Gründe für die Ehescheidung auf:

Schwere Vergehen; Verbrechen gegen die Sittlichkeit (Paragraph 1565); Nachstellung nach dem Leben (Paragraph 1566); böswillige Verlassung (Paragraph 1567); Geisteskrankheit (Paragraph 1569); schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder ehrloses oder unsittliches Verhalten, wenn dadurch eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet ist, daß dem anderen Teil die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann; grobe Mißhandlung (Paragraph 1568).

Zu diesen einzelnen Ehescheidungsgründen ist zu bemerken:

Der Ehegatte, welcher der strafbaren Handlung des anderen zugestimmt oder sich der Teilnahme schuldig gemacht hat, verliert das Recht, auf Scheidung zu klagen.

Die böswillige Verlassung wird vom B.G.B. genau festgestellt. Wir haben früher gesehen, daß die Eheleute einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet sind, und daß es eine Klage auf Herstellung der häuslichen Gemeinschaft giebt, wenn einer der Ehegatten sie widerrechtlich aufgegeben hat. Ist ein Ehegatte rechtskräftig verurteilt worden, die eheliche Gemeinschaft wiederherzustellen, so muß die Frau noch ein Jahr warten, ob der Mann wieder zu ihr zurückkehrt oder ihr eine andere angemessene Häuslichkeit bietet. Erst nach fruchtlosem Ablauf dieses Jahres kann sie die Scheidungsklage anstellen.

Eine böswillige Verlassung liegt auch vor, wenn der Ehemann sich ungerechtfertigterweise weigert, seine Frau wieder bei sich aufzunehmen, nachdem er sie fortgeschickt hat. In einem solchen Fall muß die Frau den Beweis dafür erbringen, daß sie in der Absicht, bei dem Ehemann zu bleiben, um Aufnahme in die Ehewohnung ersucht hat, daß der Mann aber eine entgegenstehende Erklärung abgegeben hat.

Die Vorschriften des Paragraphen 1568 sind äußerst

allgemein gehalten. Sie lassen dem richterlichen Ermessen großen Spielraum. Der Wortlaut: „Schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten" kann nach mancherlei Richtung hin ausgelegt werden. Diese Gesetzesbestimmung wird daher in viel größerem Umfange die Grundlage von Ehescheidungen bieten, als es nach den bisherigen landesgesetzlichen Vorschriften, die etwas Aehnliches wollten, der Fall war. Diese waren genau umschrieben: Trunk, Verschwendung, schimpfliches Gewerbe, Unverträglichkeit und Zanksucht, wenn dadurch das Leben oder die Gesundheit des unschuldigen Teiles gefährdet wurde, entehrende Strafe u. s. w., während jetzt das Ermessen des Richters mehr Spielraum hat, wenn er zu der Annahme gelangt, daß gerade in dem vorliegenden Fall die Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten zu einer unheilbaren Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses geführt hat.

So wird die Klage auf Scheidung unter Umständen Erfolg haben, wenn der Mann sich dem Laster des Spiels hingiebt, ohne daß er gerade — wie dies bisher erfordert wurde — sich durch häufige und große Verluste außer stande setzt, seine Familie zu ernähren. Die bewiesene Thatsache, daß der Mann die Nächte in Spielhöllen verbringt, und daß daher voraussichtlich einmal der Zeitpunkt herankommen muß, wo er mittellos sein wird, kann den Richter veranlassen, auf Wunsch der Frau die Ehe zu trennen. Bisher mußte in einem solchen Fall, wie auch bei vorliegender Trunksucht, Arbeitsscheu und ähnlichen Lastern, das Gericht um Erlaß eines sogenannten Besserungsbefehls angegangen werden, und erst wenn dieser bei dem Schuldigen ohne Erfolg blieb, war die Klage möglich. Während bisher eine Strafe nur dann, wenn sie entehrend war, also eine Zuchthausstrafe oder mindestens eine mit Ehrverlust verbundene längere Gefängnis-

strafe einen Grund zur Scheidungsklage gab, giebt das B.G.B. bei ehrlosem oder unsittlichem Verhalten eines Ehegatten dem anderen das Recht zur Scheidung, ohne daß notwendigerweise vorher eine gerichtliche Bestrafung eingetreten sein muß.

Grobe Mißhandlung gilt als schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten. Das ist der Wortlaut des Gesetzes. Aber es muß auch angenommen werden, daß wiederholte leichte Mißhandlungen, ja sogar Beleidigungen und Beschimpfungen den Grund zu einer Ehescheidung abgeben können, falls die dadurch hervorgerufenen Zerwürfnisse zwischen den Eheleuten nach Ansicht des Gerichtes voraussichtlich nicht wieder beigelegt werden können.

Das Recht auf Scheidung erlischt, mit Ausnahme des Falles der Geisteskrankheit, durch Verzeihung (Paragraph 1570).

Mit der rechtskräftigen Ehescheidung hört die Verwaltung und Nutznießung des Vermögens der Frau seitens des Ehemannes auf. Er hat das eingebrachte Gut an die Frau herauszugeben und Rechnung über alles abzulegen.

Das Urteil des Gerichts darüber, ob einer der beiden Eheleute oder beide schuld an der Ehescheidung sind, ist von wesentlicher Bedeutung für die Betroffenen. Wenn zum Beispiel wegen Ehebruchs die Ehe getrennt ist, so kann der nicht schuldige Teil innerhalb einer Verjährungsfrist von drei Monaten Strafantrag stellen, und nach Paragraph 172 des Reichsstrafgesetzbuches wird der schuldige Ehegatte und sein Mitschuldiger mit einer Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten bedroht. Andererseits hat die geschiedene Frau, die nicht als schuldiger Teil erklärt ist, das Recht, sich zu entscheiden, ob sie den Familiennamen des Mannes behalten oder ihren Mädchen-

namen wieder annehmen will. Frau Anna Nadler, geborene Fröhlich, kann sich Frau Anna Nadler oder Frau Anna Fröhlich nennen. Wenn sie früher schon einmal verheiratet war, kann sie auch den Namen, den sie in ihrer ersten Ehe führte, wählen. Der Mann hinwiederum kann der für schuldig erklärten Frau die Führung seines Namens untersagen. Sie muß dann ihren Geburtsnamen führen.

Weitere Wirkungen der Ehescheidung bezüglich der vermögensrechtlichen Beziehungen der geschiedenen Eheleute ersehen wir aus folgendem Beispiel:

Ein junger Handwerksmeister lernt ein Mädchen kennen, das als Verkäuferin in einem dem seinen ähnlichen Geschäft thätig ist, und heiratet sie. Sie ist im Besitz eines Vermögens von 1000 Mark, er hat sich bisher nichts ersparen können. Mit Hilfe ihres Kapitals richtet das junge Paar einen Laden ein, in dem die Fabrikate des Mannes feilgehalten werden. Da besondere Verabredungen über das zwischen den Eheleuten geltende Güterrecht nicht getroffen sind, so tritt das gesetzliche Güterrecht, die Verwaltungsgemeinschaft, ein. Die 1000 Mark der Ehefrau bleiben eingebrachtes Gut, wenn sie das Geld auch dem Mann leiht, ihm in das Geschäft giebt.

Das Geschäft nimmt einen guten Aufschwung, besonders durch das Geschick der Frau, die das Verkaufswesen vorzüglich leitet. Der sich von Jahr zu Jahr steigernde Verdienst fließt aber nicht den Eheleuten gemeinsam zu, sondern nur dem Manne, weil nur das, was die Frau durch den Betrieb eines selbständigen Gewerbes oder durch ihre Arbeit für eigene Rechnung erwirbt, in ihr Vorbehaltsgut übergeht.

Nach zwanzig Jahren ist das Ehepaar wohlhabend, das heißt nur der Mann, denn das eingebrachte Gut der Frau, die 1000 Mark, hat sich höchstens durch die Zinsen auf 2500 Mark vermehrt, dies aber auch nur dann, wenn

der Ehemann die Zinsen nicht, wie es sein gutes Recht ist, für den Unterhalt der Familie verwendet hat.

Jetzt giebt der Meister seiner Frau einen Ehescheidungsgrund, vielleicht in der Absicht, von ihr los zu kommen. Sie stellt die Scheidungsklage an. In dem Scheidungsurteil wird der Mann für den allein schuldigen Teil erklärt.

Bei der Vermögensauseinandersetzung muß er seiner geschiedenen Frau das eingebrachte Gut, seien es nun 1000 Mark oder mit den Zinsen 2500 Mark, jedenfalls nicht mehr, herausgeben, und er ist nach Paragraph 1537 verpflichtet, ihr einen standesgemäßen Unterhalt zu gewähren, soweit sie nicht aus den Einkünften ihres eigenen Vermögens denselben bestreiten oder ihn sich selbst verdienen kann. Jedenfalls aber hat die geschiedene Frau, auch wenn sie nicht schuldig ist, einen Anspruch auf Kapitalabfindung nicht. Auch von dem durch ihre Mitarbeit verdienten Vermögen hat sie nicht einen Pfennig zu beanspruchen. Und wenn der frühere Ehegatte gar Kinder zu unterhalten hat oder eine neue Ehe eingeht, so beschränkt sich seine Verpflichtung bezüglich des standesgemäßen Unterhalts auf das, was mit Rücksicht auf seine Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Billigkeit entspricht. Da bleibt, besonders wenn der geschiedene Ehemann infolge mangelnden Fleißes, Unglücksfalles, Rückganges seines Gewerbes oder dergleichen sich in seinen Verhältnissen verschlechtert, unter Umständen für die Frau sehr wenig übrig.

Die allein für schuldig erklärte Frau hat dem geschiedenen Mann den standesgemäßen Unterhalt so weit zu gewähren, als er außer stande ist, sich selbst zu erhalten (Paragraph 1578). Die Unterhaltungspflicht erlischt mit der Wiederverheiratung des Berechtigten (Paragraph 1581). Bei dem Tode des Verpflichteten müssen seine Erben die

Unterhaltungspflicht insoweit übernehmen, daß sie höchstens die Hälfte der Einkünfte, die der Verpflichtete zur Zeit seines Todes aus seinem Vermögen hatte, für die aufzuwendende Rente herzugeben haben.

Endlich kann der nicht schuldige Gatte von dem anderen alle Schenkungen, die er ihm während des Brautstandes oder während der Ehe gemacht, widerrufen.

An der elterlichen Gewalt über die Kinder und an der Unterhaltungspflicht gegen sie wird durch die Ehescheidung nichts geändert. Der Vater behält das Recht zur Vertretung der Kinder auch dann, wenn er für den schuldigen Teil erklärt worden ist; die Sorge für die Person des Kindes und damit die Erziehung steht dem nicht schuldigen Ehegatten zu. Sind beide Eltern für schuldig erklärt, so hat, wenn das Vormundschaftsgericht nichts anderes bestimmt, die Mutter die Töchter zu erziehen, die Söhne aber nur bis zum siebenten Jahr. Mit dem Beginn dieses Lebensalters hat der Vater die Sorge für die Person der Söhne. Die Unterhaltungspflicht aber, die Kosten der Erziehung haben beide Ehegatten zu tragen, und zwar so, daß der, welcher das Kind in seiner Erziehung hat, von dem anderen Teil einen angemessenen Beitrag zu den Kosten fordern kann, wenn diese nicht aus dem etwaigen Vermögen des Kindes entnommen werden können. Beide Eltern haben das Recht, mit dem Kinde zu verkehren. Bei Meinungsverschiedenheiten hierüber, über die Zeit und Häufigkeit der Besuche u. s. w., muß das Vormundschaftsgericht die näheren Festsetzungen treffen. Endlich sei noch bemerkt, daß die geschiedenen Ehegatten ihres gegenseitigen Erbrechtes verlustig gehen.





Die soziale Frage im Tierreich.

Naturgeschichtliche Studie von Dr. O. Stein.

Mit 15 Illustrationen.  **(Nachdruck verboten.)**

Welche bedeutende Rolle der Geselligkeitstrieb, das Bestreben, größere oder kleinere Genossenschaften zu bilden, auch in der Tierwelt spielt, haben wir wiederholt an bezeichnenden Beispielen aus dem Reich der Säugetiere (vergl. Jahrg. 1896, Bd. XIII, und 1898, Bd. VII), sowie aus dem der Vögel (vergl. Jahrg. 1899, Bd. V) nachgewiesen. Auch unter den Kriechtieren, denen wir uns nun zunächst zuwenden, fehlt es durchaus nicht an Tieransammlungen und Tiergesellschaften, allein diese haben bis auf geringe Ausnahmen nichts oder doch nur sehr wenig von einem bewußten Beisammenleben an sich. Durchweg haben wir in ihnen vielmehr Vereinigungen zu erblicken, die der Paarungs- oder Nahrungstrieb bewirkt, oder die durch rein lokale Verhältnisse, wenn nicht durch bloßen Zufall herbeigeführt werden, und die sich alsbald wieder auflösen, wenn das ursächliche Moment zu wirken aufhört.

Die Kluft, welche die Kriechtiere von den Säugetieren und Vögeln scheidet, ist schon außerordentlich groß. Sie führen, entsprechend ihrer geringen Hirnmasse und ihrem unvollkommenen Blutumlaufe, im Vergleich zu jenen nur ein halbes Leben, und ihre geistigen Fähigkeiten sind überaus gering. In ein freundschaftliches Verhältnis tritt

das Kriechtier weder mit andern Gliedern seiner Klasse, noch mit anderen Tieren überhaupt, und daher kann von einer wirklichen Geselligkeit unter diesen tiefstehenden Geschöpfen nicht die Rede sein. Von der Paarungszeit abgesehen, denkt jedes einzelne dieser Tiere nur an sich und handelt ausschließlich für sich, unbekümmert um die Nebentiere: niemals tritt die Gesamtheit zum Schutze des einzelnen ein.



Krokodile auf ihren Ruheplätzen.

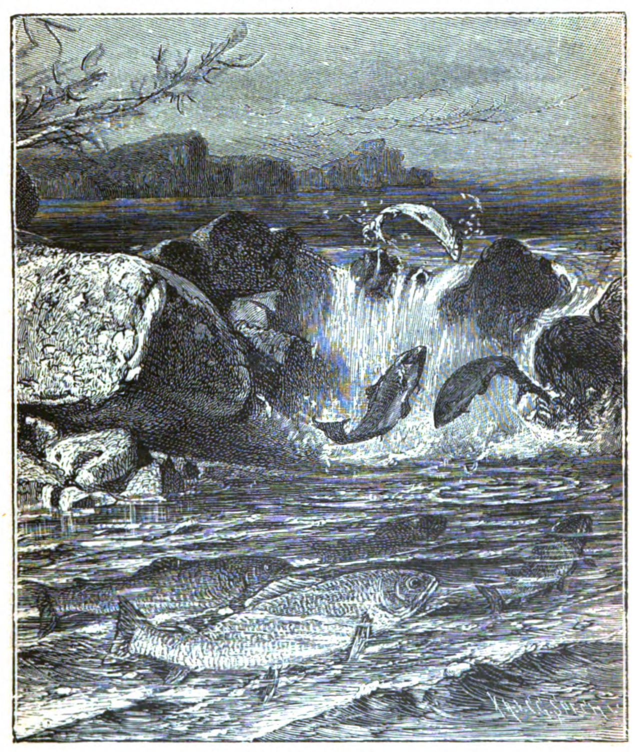
Das finden wir bestätigt, wenn wir die zu gewissen Zeiten stattfindenden Vereinigungen von Fröschen, Kröten,

Molchen, Eidechsen und Schlangen beobachten, und nicht anders ist es bei den großen Schildkröten, die sich in Mengen an gewissen Eilanden zusammenfinden, um dort ihre Eier abzulegen. Auch die gruppenweise nebeneinander gelagerten K r o k o d i l e, Gaviale und Kaimans, die sich auf Sandbänken in den Gewässern von Afrika, Indien und Amerika zusammenfinden, lassen wenig gesellige Teilnahme gewahren. Wohl aber halten sie bestimmte Lagerplätze hartnäckig fest, wobei die jüngeren die Lieblingsplätze der alten Tiere respektieren. Es heißt, daß gewisse uralte Tiere seit Generationen die gleichen Schlafplätze unverändert innehaben, auch sollen diese riesigen Echsen bei An-



Fliegende Fische.

griffen auf ihre Beute einander wenigstens zeitweilig unterstützen. Die südamerikanischen Kaimans treten wie die Schildkröten alljährlich größere Wanderungen an,



Lachse auf der Wanderung.

indem sie sich mit dem Steigen des Wassers nach den landeinwärts überschwemmten Sümpfen und Lachen, mit Beginn der trockenen Jahreszeit aber in die wasserreicheren Flüsse begeben.

Am ersten lassen noch die Mauereidechsen, die süd-

amerikanischen Anolis, vielleicht auch noch einige andere Echsen, zumal solche, die sich in der Nähe menschlicher Ansiedelungen aufhalten, unter sich eine gewisse Geselligkeit gewähren, wenn sie sich spielend miteinander herumtreiben. „Aus meinen langjährigen Beobachtungen der Eidechsen im Freien und in der Gefangenschaft," versichert Friedrich Knauer, „glaube ich wenigstens behaupten zu dürfen, daß die echten Eidechsen, wenn sie nicht schon gesellige Tiere sind, doch nach und nach zu geselligen Tieren erzogen werden können."

Stehen nun die Fische schon in mancher Beziehung hinter den Kriechtieren nicht zurück, so sind sie ihnen in Bezug auf geselliges Zusammenleben ohne Frage sogar überlegen. Wir finden nämlich unter ihnen zahlreiche, in innigem Verbande lebende Arten, die sich gemeinsam gegen Angriffe verteidigen, gemeinsam der Jagd obliegen und so wirkliche Geselligkeit verraten.

In gewaltigen Scharen findet sich der amerikanische Blaufisch an der Ostküste Amerikas ein, wo diese Fische, zumal gegen Anfang des Winters, in großen Gesellschaften dem Hering nachjagen. „Den Lotsen des Hais" nennen die Schiffer den Piloten, einen kleinen, silberglänzenden Fisch. Genauere Beobachtungen haben eine derartige Beziehung zu der „Hyäne des Meeres" nun zwar als Fabel nachgewiesen, wohl aber pflegt der Pilot in kleinen Trupps, und zwar meist in Gesellschaft, oft viele Tage lang hinter den Schiffen herzuziehen, ohne Zweifel, um auf ins Wasser geworfene Abfälle zu lauern. Der durch seinen sägenartig verlängerten und eine furchtbare Waffe bildenden Oberkiefer bekannte Schwertfisch tritt besonders gern in Gesellschaft von Delphinen und Thunfischen auf.

Die letzteren erscheinen im Frühjahr an den Küsten von Sizilien und Sardinien und des südlichen Frankreich in gewaltigen, keilförmig geordneten Scharen, und

Tausende von Menschen sind dann mit ihrem Fange beschäftigt. Der Stöcker, eine Makrelenart, tritt oft in

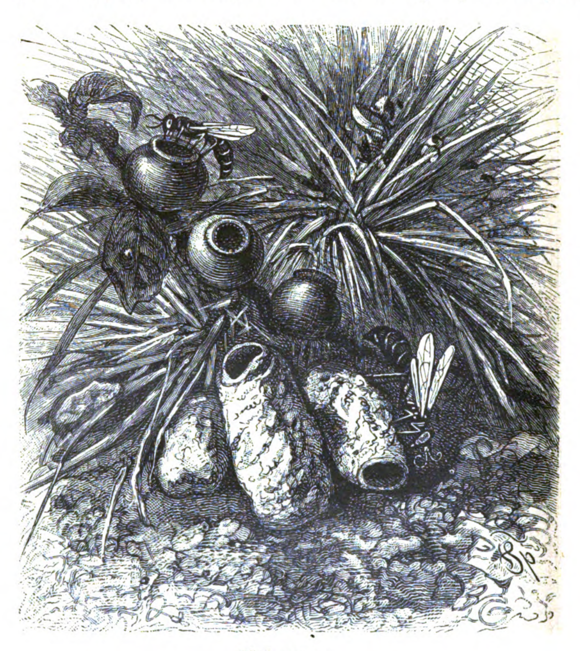


Ein Trupp Haifische.

solchen Massen seine Wanderung nach den westeuropäischen Küsten an, daß das Meer tagelang von diesen Fischen

weithin wie überdeckt erscheint. Sein Erscheinen meldet gleichzeitig die Heringszüge und die Schwärme der gemeinen Makrele an.

In dichten Scharen beisammen, so daß man sie scheffelweise ausschöpfen kann, leben die durch ihren Nestbau

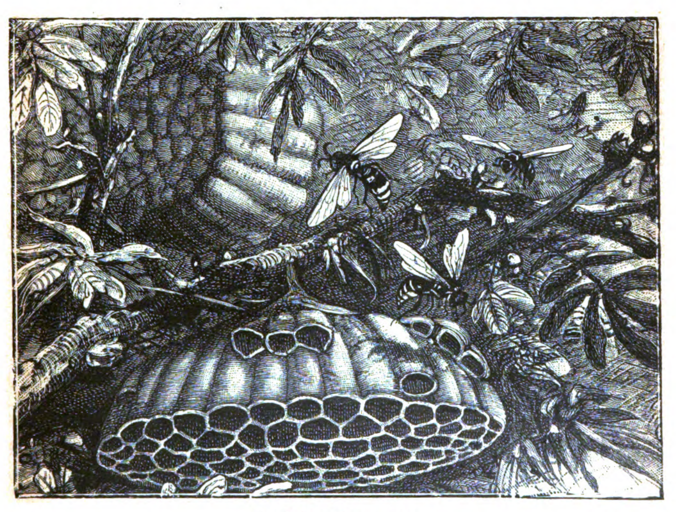


Töpferwespe.

besonders anziehenden Stichlinge. Sehr gesellig sind ferner die lebhaften Meeräschen, die man von den Schiffen aus hoch über die Oberfläche des Meeres emporspringen sieht. Ein überaus interessantes Schauspiel bieten die Scharen der fliegenden Fische, welche dem Seefahrer den Eintritt in die Tropenzone verkündigen, wenn sie oft zu Hunderten, von Goldmakrelen und anderen Raubfischen

verfolgt, aus dem Wasser in langem, flachem Fluge hervorschießen, bis sie ermattet nach einer Strecke von 90 bis 180 Meter wieder in das gewohnte Element zurückfallen.

Weit werden die bisher erwähnten Tiergesellschaften an Zahl von den ungeheuren Zügen der Schellfische übertroffen, die an den Küsten der kalten und gemäßigten



Exotischer Wespenbau.

Zone sich derartig massenhaft einzustellen pflegen, daß bloß der Fang einer einzigen Art, des Kabeljaus, jahraus, jahrein Hunderttausende von Menschen in Anspruch nimmt. Der sonst mehr zerstreut seiner Nahrung nachgehende Hering aber rottet sich zur Laichzeit zu so ungeheuren Mengen zusammen, wie sie bei keinen anderen Lebewesen vorkommen. Begleitet werden diese Züge von Heringshaien, Dorschen, Dornhaien, Delphinen, die alle an der reichen Tafel schwelgen — eine Fülle eng beisammen gedrängten

Tierlebens, die uns die Produktionskraft der Natur im hellsten Lichte erscheinen läßt. Nach beendetem Laichen verschwinden die Heringe rasch wieder vom Schauplatz.

Ein echter Wanderfisch ist der wohlschmeckende Lachs, der zu den „beidlebigen" Fischen gehört, die eine süße und eine salzige Saison haben. Im Frühjahr kommt der Lachs aus dem Meere in die Flüsse und schwimmt diese in geordneten Scharen hinauf bis zu den rasch-strömenden Quellgewässern. Keine Strömung, kein Wasser-fall hält sie auf, und sie schnellen sich im kräftigsten Sprunge selbst über meterhohe Wehre und Blöcke hinweg. Nach dem Laichen treibt die Strömung die entkräfteten und abgemagerten Fische wieder dem Meere zu, wohin die Jungen allmählich den Eltern nachfolgen. In um-gekehrter Richtung wandern unsere Aale. Vom Mai bis in den Herbst hinein begeben sich die Weibchen in Scharen aus den Süßgewässern dem Meere zu, und im nächsten Frühjahr steigt dann die junge, 5 bis 9 Centimeter lange Brut, alle Hindernisse überwindend, in die Flüsse, um darin jahrelang bis zu einer gewissen Stufe der Entwicke-lung zu verharren. Sehr gesellig ist auch der gemeine Hai, der in kleineren oder größeren Trupps hinter den Schiffen herschwimmt und in seinem Gefolge stets noch andere Fische hat, wie oben bereits erwähnt wurde.

Wenden wir uns bei unserer Rundschau nunmehr der Insektenwelt zu, so begegnen wir dort fast durchweg Tier-gesellschaften engen Verbandes und innigen Zusammen-hanges. Einige dieser Genossenschaften sind schlechthin musterhaft in ihrer Ordnung und zweckmäßigen Arbeits-teilung und mit ihrem einmütigen Zusammenwirken der einzelnen für das Interesse des Ganzen. Sie haben die glückliche Lösung der sozialen Frage gefunden und stellen den Tierverband in seiner denkbar vollendetsten Form dar.

Die Insekten, die für den Haushalt der Natur viel-

leicht unentbehrlicher sind als irgend ein anderes Tiergeschlecht, bilden die oberste Klasse der Gliederfüßler. Mit ihrer oft nur winzigen Größe und der stets nur sehr kurzen Lebensdauer kontrastiert eine staunenswerte Mannigfaltigkeit der Bildungen und höchst merkwürdiger Lebenserscheinungen. Die Hautflügler insbesondere bilden Verbände, die als die geordnetsten und vollkommensten im ganzen Tierreich bezeichnet werden dürfen; es sind das

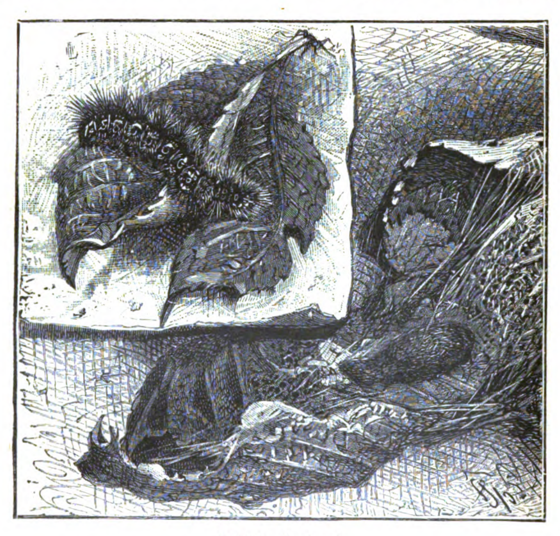


Exotischer Ameisenbau.

die geselligen Vereine, die sogenannten Tierstaaten der Hummeln, Bienen, Wespen, Ameisen und Termiten.

Die geselligen Siedelungen der Hummeln und Wespen sind immer nur auf die Dauer eines einzigen Jahres berechnet, während sie bei Bienen und Ameisen mehrere Jahre dauern. Die unbeholfenen Hummeln, diese Bären unter den Kerfen, begnügen sich mit ganz einfachen, schmucklosen Bauten, einem Mausloch oder Maulwurfsgang, wenn der Eingang nur recht versteckt liegt. Die emsigen Weibchen tragen Moos, Laub und dergleichen Neststoffe mehr ein, speichern — ohne erst Brutzellen aufzu-

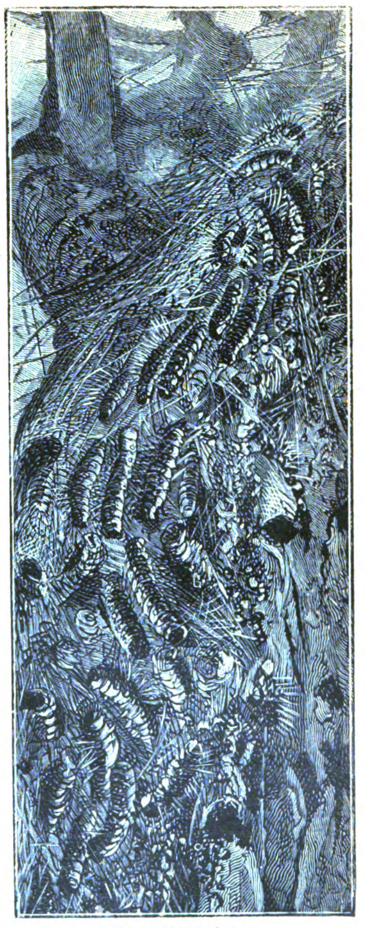
führen — Honig und Blütenstaub zu Häufchen gemengt auf und belegen jedes Häufchen mit Eiern. Sobald die ausgeschlüpften Jungen zu fertigen Weibchen ausgewachsen sind, helfen sie den alten Weibchen Futter herbeischaffen. In einer Genossenschaft von hundert Hummeln findet man etwa fünfundzwanzig Männchen und fünfzehn Weibchen, den Rest bilden die Arbeiter. Die ganze Gesellschaft geht



Goldafterbrutnest.

im Herbst bis auf die im August erscheinenden Weibchen zu Grunde; letztere allein überwintern und werden im Frühjahr die Stammmütter der nächsten Siedelung. In sehr starken Hummelgesellschaften ist zuweilen ein sogenannter Trompeter beobachtet worden, ein stundenlang mit den Flügeln schwirrendes und summendes Weibchen, dessen eigentliche Aufgabe sich noch nicht hat feststellen lassen, da man die Hummelnester nicht so genau studieren kann wie die Bienenstöcke.

Unter den Wespen bauen manche Arten, wie zum Beispiel die Papierwespen und die Töpferwespen, überaus künstliche Wohnungen, die bei den in größeren Gesellschaften beisammen lebenden stets mehrere Stockwerke umfassen. Die Weibchen haben diese Bauten aufzuführen und die Jungen großzuziehen. Von manchen exotischen Wespenarten werden Nester errichtet, die bei einem Durchmesser von über 60 Centimeter eine sehr große Anzahl von Zellenräumen aufzuweisen haben. Wenn aber der Winter herankommt, sind alle diese Brutbaue verödet. Wie bei den Hummeln überdauern nur einige Stammmütter, in guten Verstecken geborgen, die rauhe Jahreszeit.



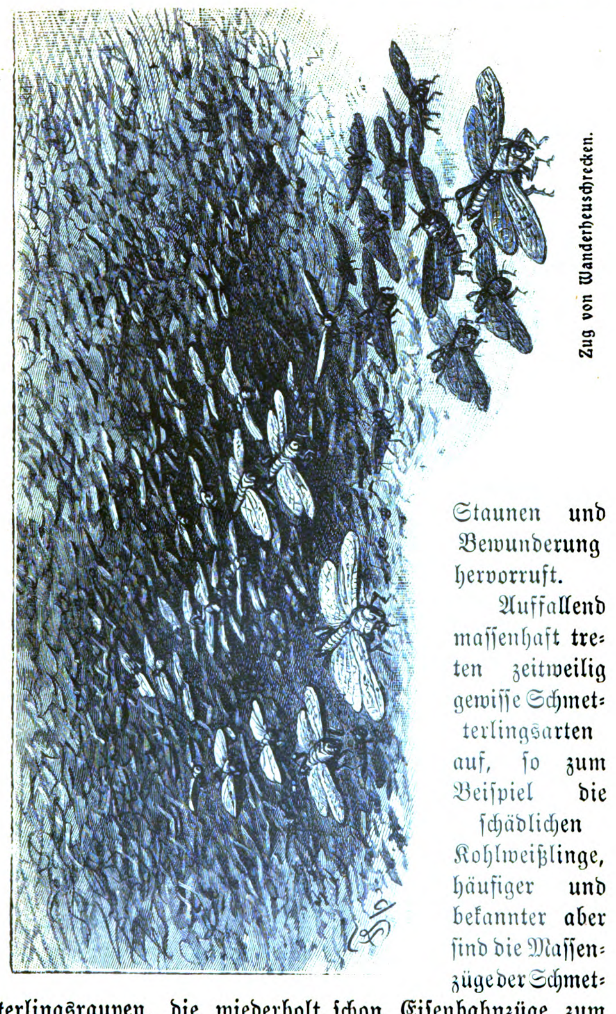
Prozessionsspinner.

Ueber das allgemein bekannte Gesellschaftsleben unserer Honigbienen brauchen wir wohl kein Wort zu verlieren; noch interessanter ist das der Ameisen, deren „Staats-



Turmhoher Mückenschwarm.

wesen“ aber auch schon unzähligemal geschildert worden ist. Nicht nur in der Insektenwelt, sondern auch bei vielen höheren Tieren findet man keine so sorgsame Brutpflege, keine so planmäßige Verteilung der Arbeit und keine solche Intelligenz, wie bei diesen winzigen Wesen, deren Thun und Treiben

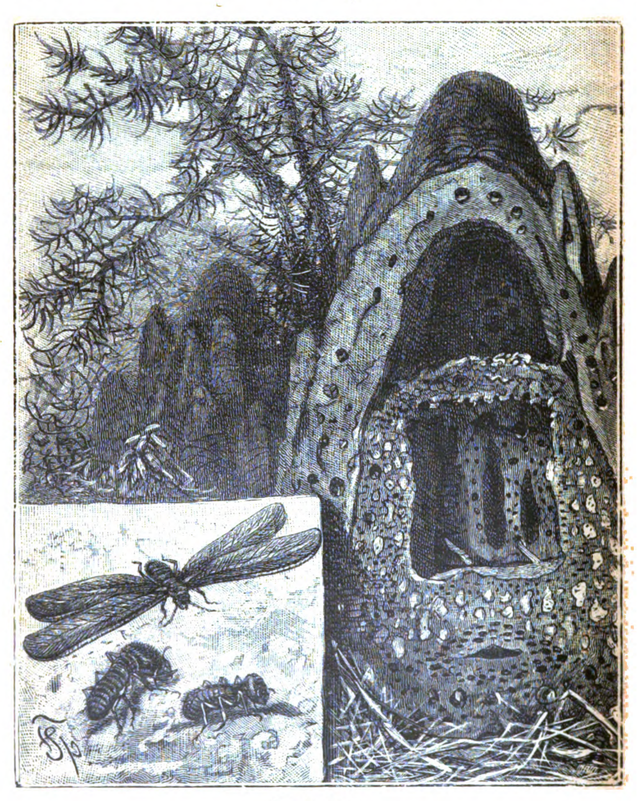


Zug von Wanderheuschrecken.

Staunen und Bewunderung hervorruft.

Auffallend massenhaft treten zeitweilig gewisse Schmetterlingsarten auf, so zum Beispiel die schädlichen Kohlweißlinge, häufiger und bekannter aber sind die Massenzüge der Schmetterlingsraupen, die wiederholt schon Eisenbahnzüge zum Stehen gebracht haben. Betrachten wir das auf der

Rückseite von Blättern zu findende Brutnest des zu den Spinnern gehörigen Goldafters näher, so finden wir darin die Eier in Haare haufenweise übereinander



Termitenbau.

gepackt, die sich das Weibchen mittels zweier Schuppen der Leibesspitze aus seinem Hinterleibsknopfe rupft. Ende Juli, wohl auch später, kriechen Räupchen aus, die nun allmählich ein Nest spinnen, das immer dichter gewebt

wird, je näher die rauhe Jahreszeit kommt. Dies sind die großen winterlichen Raupennester, in denen die Raupen im nächsten Frühjahr wieder erwachen. Vor der Ueberwinterung häuten sie sich, Ende April erfolgt eine zweite Häutung und gegen Ende Mai die dritte. Jetzt erst sind die Raupen völlig ausgewachsen, aus denen in der ersten Hälfte des Juni eine schwarzbraune Puppe wird.

Noch viel verderblicher als der Goldafter, der den Obstbäumen oft großen Schaden thut, sind die Raupen des Prozessionsspinners, die gleich nach



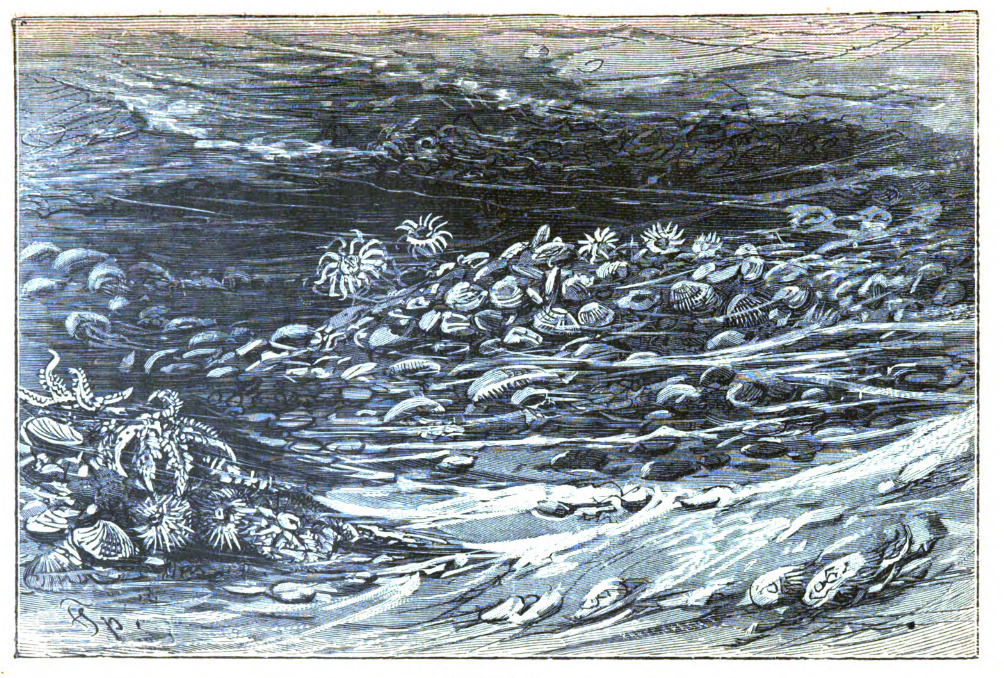
Westindische Landkrabben beim Erklimmen eines Erdhügels.

dem Ausschlüpfen ein merkwürdiger Gemeinwille — gleich den Bienen eines gemeinsamen Stockes — beseelt. Bei geringerer Anzahl des Trupps, dessen Größe von der Zahl der Eier abhängt, ziehen sie eine hinter der anderen im Gänsemarsche, bei größerer in keilförmiger Anordnung,

eine voran, die nächsten Glieder paarweise, dann zu dreien, vieren u. s. w.; so führen sie die wälderverwüstenden Prozessionen aus, nach denen sie benannt worden sind. Zu erwähnen ist ferner der sogenannte Heerwurm, dem man allerlei abergläubische Erklärungen gegeben hat, während er in Wirklichkeit nichts anderes ist als eine massenhafte Zusammenrottung von Maden der Trauermücke.

Allbekannt sind die tanzenden Mückenschwärme, in denen man die Hochzeitsflüge dieser kleinen Zweiflügler zu erblicken hat. Mitunter erreichen solche Schwärme gegen 100 Meter Höhe, so daß sie turmhohe Wolken bilden. Nicht minder zahlreich sind die Schwärme der fürchterlichen Moskitos in den tropischen Regionen. Eine wahre Gottesgeißel für die von ihnen heimgesuchten Gebiete bilden die Massenzüge der Wanderheuschrecke, die überall, wo sie einfallen, jede Spur von Pflanzenwuchs vernichten und oft so massenhaft auftreten, daß ihre Leichen ganze Strecken verpesten.

In großen, ihrer Einteilung nach an den Ameisenstaat erinnernden Gesellschaften leben die Termiten, tropische, ameisenähnliche Kaukerfe, deren riesige Bauten von den ersten Entdeckern anfangs für Negerhütten gehalten wurden. Sie scheiden sich in Männchen, Weibchen und Geschlechtslose (Arbeiter und Soldaten). Mit Flügeln versehen sind nur die beiden ersten Klassen, doch reichen diese dünnhäutigen Gewebe nur zu einem einmaligen Hochzeitsfluge aus und fallen dann ab. Da die flügellos gewordenen Männchen sehr bald hinsterben, so bleibt als alleinige Trägerin der folgenden Generationen nur das unförmlich anschwellende Weibchen übrig, deren jedes Termitenvolk nur ein auserwähltes hat, das als Königin gehegt wird. Die Soldaten und Arbeiter dagegen, obwohl sämtlich blind und flügellos, sind die starken Werkmeister und Verteidiger der großen gemeinsamen Wohn-



Austernbank.

statt. Diese zuweilen mit schloßartigen Aufsätzen und Zinnen gekrönten Erdkegel zeigen in ihrem Inneren stets eine sehr regelmäßige Anlage; Gänge und Galerien wechseln mit Höfen und Kammern, die fast alle zu den im Mittelpunkte befindlichen Zellen der Königin und ihrer Brut führen. Als Baustoff dient irgend eine fette Erdart, die sich, mit dem Speichel der Tiere befeuchtet, in einen geschmeidigen Thon verwandelt, der sich im Strahl der Sonne rasch verhärtet.

Aus der Klasse der Krebstiere wollen wir die Landkrabben anführen, die massenhaft in den Tropengegenden wohnen und alljährlich Wanderungen nach dem Meere hin unternehmen. Die westindische Landkrabbe verbringt die Zeit vom August bis zum Ende des Jahres in mit trockenem Laub ausgefütterten Höhlen. Im Februar scharen sie sich zusammen und wandern in unterwegs immer mehr anschwellenden Scharen dem Meere zu, um dort ihre Eier abzulegen. Diese Wanderungen werden bis zum April fortgesetzt; im Mai und Juni treten sie dann wieder die Rückreise an.

Höchst interessante Tiersiedelungen stellen die Austernbänke dar. Auf festem Küstengrunde, der gegen heftige Stürme gesichert ist, lagern einzeln oder zu größeren und kleineren Klumpen vereinigt die Austern, um die sich eine formenreiche Tierwelt drängt. Wir gewahren auf ihren unregelmäßigen Schalen Polypen, Röhrenwürmer und Bryozoen; ein kleiner Bohrschwamm bohrt Löcher hinein; die Wellhornschnecke und die Stachelschnecke bohren die Austern an, und ein Seestern (Astera canthion) saugt sie aus. Seeigel, Einsiedlerkrebse, Krabben, Rochen und Plattfische umlagern die Bänke. Möbius fand auf einer einzigen Austernschale nicht weniger als 221 Tiere.

Zu immer niedrigeren Arten des Tierlebens abwärts steigend, wenden wir uns nunmehr den Cölenteraten zu,



Korallenbank.

von denen manche dem Laien eher als eine farbenprächtige Pflanze, denn als lebendes Tier erscheinen. Viele der korallenbildenden Polypen stellen sogar ein Mischwesen aus Pflanze, Stein und Tier dar. Aber auch bei den einsam lebenden und nackten ist die Tiernatur ganz versenkt in die Form der Pflanze. Zu Blumen, Sträuchern und Bäumen verzaubert, schaffen sie den Meeresgrund in Wiesen und Wälder um. Unbeschreiblich ist die Farbenpracht und der Tierreichtum, den eine Korallenbank gewahren läßt. Ihre Pracht zu schildern vermag, nach Häckel, der bei einem Besuche der arabischen Küste des Roten Meeres die dortigen Korallenriffe untersuchte, keine Feder und kein Pinsel. „Ein Vergleich dieser formenreichen und farbenglänzenden Meerschaften mit den blumenreichsten Landschaften giebt keine richtige Vorstellung. Denn hier unten in der blauen Tiefe ist eigentlich alles mit bunten Blumen überhäuft, und alle diese zierlichen Blumen sind lebendige Korallentiere. Die Oberfläche der größeren Korallenbänke, von 6 bis 8 Fuß Durchmesser, ist mit Tausenden von lieblichen Blumensternen bedeckt. Auf den verzweigten Bäumen und Sträuchern sitzt Blüte an Blüte. Die großen bunten Blumenkelche zu deren Füßen sind ebenfalls Korallen. Ja, sogar das bunte Moos, das die Zwischenräume zwischen den größeren Stöcken ausfüllt, zeigt sich bei genauerer Betrachtung aus Millionen winziger Korallentierchen gebildet. Und alle diese Blütenpracht übergießt die leuchtende arabische Sonne in dem krystallhellen Wasser mit einem unsagbaren Glanze! In diesen wunderbaren Korallengärten, welche die sagenhafte Pracht der zauberischen Hesperidengärten übertreffen, wimmelt außerdem ein vielgestaltiges Tierleben der mannigfaltigsten Art. Metallglänzende Fische von den sonderbarsten Formen und Farben spielen in Scharen um die Korallen, gleich den Kolibris, die um die Blumenkelche

der Tropenpflanzen schweben. — Noch viel mannigfaltiger und interessanter als die Fische sind die wirbellosen Tiere der verschiedensten Klassen, welche auf den Korallenbänken ihr Wesen treiben. Zierliche durchsichtige Krebse aus der Garneelengruppe schnellen haufenweise vorüber, und bunte Krabben klettern zwischen den Korallenzweigen. Auch rote Seesterne, violette Schlangensterne und schwarze Seeigel klettern in Menge auf den Aesten der Korallensträucher; der Scharen bunter Muscheln und Schnecken nicht zu gedenken. Reizende Würmer mit bunten Kiemenfederbüschen schauen aus ihren Röhren hervor. Da kommt auch ein Schwarm von Medusen geschwommen, und zu unserer Ueberraschung erkennen wir in der zierlichen Glocke eine alte Bekannte aus der Ostsee und Nordsee, die Qualle."

Durch Knospung und Sprossung entstehen bei den Korallpolypen aus zahlreichen, innig verbundenen Individuen zusammengesetzte Polypenstöcke. In ihnen sind die Einzeltiere in eine gemeinschaftliche Masse eingebettet, sämtlich miteinander kommunizierend, so daß die von jedem einzelnen erworbenen Nahrungssäfte der Gesamtheit zu gute kommen. In diesen Tierstaaten begegnen wir also am Schlusse unserer Wanderung dem vollendetsten Kommunismus bei völliger Gleichwertigkeit der Einzelwesen. Der Bau und das Leben der Polypen einzeln und in Stöcken ist schon anziehend genug, aber diejenigen Formen unter ihnen, welche man als riffbauende Korallen bezeichnet, haben sich Denkmäler aufgerichtet, gegen die alle von Menschenhänden erbauten Pyramiden in nichts verschwinden. Sie führen uns in nachdrücklichster Weise die ungeheure Macht des Kleinen vor Augen, wenn es den Wahlspruch: „Viribus unitis!" (Mit vereinten Kräften!) verkörpert.



Der Anlass des Krieges in Südafrika.

Aus den Goldgebieten Transvaals. Von Georg Hellbrunn.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles," — dies Dichterwort hat um die Zeit der Jahrhundertwende wieder einmal eine höchst unerfreuliche Bestätigung gefunden. Als in London gegen den Freibeuter Jameson und seine Genossen vor Gericht verhandelt wurde, sprach ein Zeuge als Antwort auf die Frage, was wohl der Hauptgrund zu jenem völkerrechtswidrigen Einfall in das Gebiet der Südafrikanischen Republik gewesen sei, bloß das eine Wort: „Gold!" Und in der That ist der Goldreichtum des Transvaalgebietes ebenso fraglos der eigentliche Anlaß zu dem gegenwärtigen Kriege Englands gegen die Buren gewesen, wie vordem die Entdeckung der Diamantenfelder in der Gegend von Kimberley*) die widerrechtliche Besitznahme jenes Gebietes durch die Briten herbeiführte.

Die ganze Geschichte der Buren ist bisher eine Kette langer und schwerer Leiden gewesen, die sie durch die

*) Vergleiche den Aufsatz „Diamanten" in Band VII.

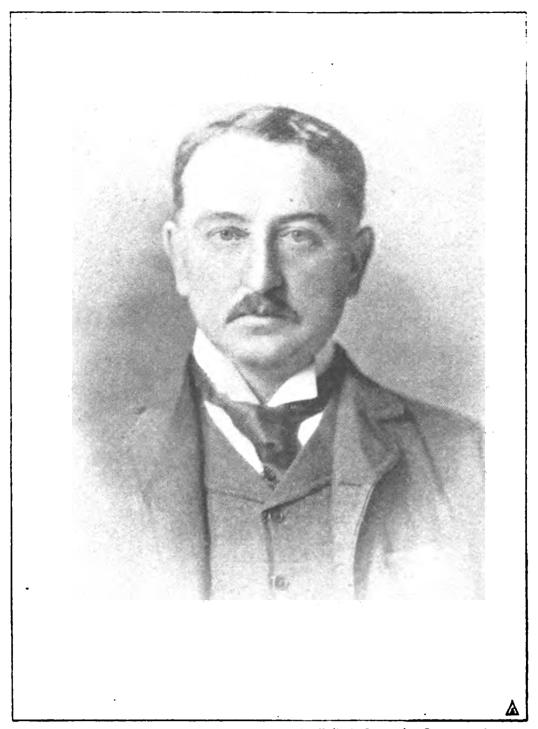
Engländer zu erdulden hatten. Von ihnen verdrängt, unternahmen sie 1836 den großen „Trek" nach Natal; als auch dort England die Herrschaft beanspruchte, zogen sie weiter nach dem Oranjefreistaat, dann nach der Niederlage bei Bloemplaats nach Transvaal, nördlich vom Oranje-



Der Majubaberg, wo die Engländer 1881 geschlagen wurden.

fluß. Als nun Ende der sechziger Jahre die Diamantenfelder entdeckt, und Kimberley gegründet wurde, nahmen die Engländer 1871 unter nichtigem Vorwand auch dieses Gebiet, aus dem bis heute für 1200 Millionen Mark Edelsteine gewonnen wurden, in Beschlag und verleibten es als Westgriqualand der Kapkolonie ein. Die Freistaatburen wurden nachträglich mit einer kargen Entschädigung abgefunden.

Nun wurde man auf den Burenstaat im Transvaal aufmerksam durch die Goldfunde, zuerst am Tati, dann bei Lydenburg. Innere Wirren und unglückliche Kämpfe



Russell & Sons in London phot.

Cecil Rhodes.

der Buren mit den benachbarten Kaffern boten England die Möglichkeit, sich auch hier einzumischen und am 12. April 1877 Transvaal für eine englische Besitzung zu erklären. 1880 kam es jedoch zu einem Aufstand. Nachdem die Buren am 27. Februar 1881 die von den

Engländern besetzten Höhen des Majubaberges gestürmt und ihnen eine schwere Niederlage beigebracht hatten, wurde in dem am 4. August 1881 abgeschlossenen Vertrage von Pretoria zuerst die selbständige Verwaltung unter englischer Oberhoheit, dagegen in dem Vertrag von London (27. Februar 1884) die volle Selbständigkeit Transvaals anerkannt, das fortan den Namen Südafrikanische Republik annahm; von Oberhoheit, wie englischerseits nachträglich behauptet wurde, steht nichts in jenem Vertrage.



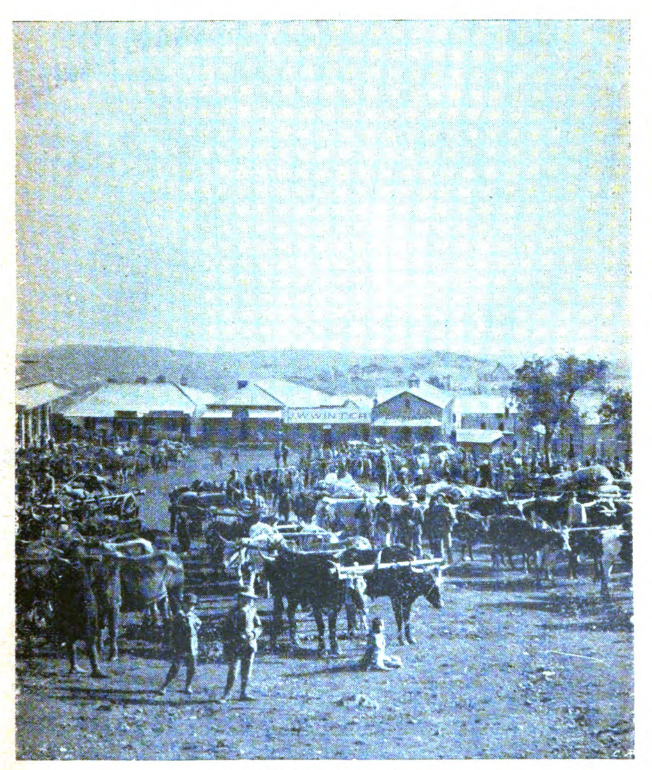
Der Minenkönig Barnato.

Die Begehrlichkeit Englands nach dem Gebiete der Republik wurde von neuem rege, als sich zeigte, daß Transvaal thatsächlich das goldreichste Land der Erde ist. Man suchte den Buren nun das Dasein nach Möglichkeit zu erschweren, in der Hoffnung, daß sie sich dann schließlich freiwillig unter das Joch beugen würden. Diese Bemühungen verstärkten sich, seitdem die auf Rhodesia gesetzten Hoffnungen sich nicht erfüllten. Vier große Finanzgruppen suchten in der Südafrikanischen Republik mit Hilfe ihrer Millionen die Macht und die Gesetzgebung in ihre eigenen Hände zu bringen. Einmal die Rhodessche Finanzgruppe, verstärkt durch die mittels Gewinnzuwendungen geköderten Mitglieder der höchsten englischen Aristo-

kratie, und die eng mit Cecil Rhodes, der den Plan eines britischen Weltreiches vom Kap bis zur Nilmündung verfolgt, verbundene Gruppe Wernher, Beit & Co. In dritter Linie kam die unter der Leitung des Minenkönigs Barnato stehende Gruppe und endlich die unter J. B. Robinson. Als aber alle ihre Bemühungen auf gesetzlichem Wege nicht zum Ziele führen wollten, kam es 1896 zu dem Jamesonschen, kläglich mißglückten Einfall, der eine neue Demütigung für England bildete, da Jamesons Verbindungen erwiesenermaßen nicht bloß bis zu Chamberlain, sondern noch viel höher hinaufreichten. Schließlich hat man dann die Südafrikanische Republik unter allerlei Vorwänden so lange gereizt und in die Enge getrieben, bis sie sich genötigt sah, den Engländern den Krieg zu erklären, um sich nicht ihnen wehrlos auszuliefern. So hat denn das Gold im Verein mit der schon früher entstandenen Diamantenindustrie allerdings die großartige wirtschaftliche Entwickelung Südafrikas herbeigeführt, zugleich aber auch zu dem gegenwärtigen Kriege den Anlaß geboten.

In dieser Voraussicht haben die alten Buren, zumal die sogenannten „Trekburen“, die noch immer die Viehzucht im Umherziehen ausüben, zur heißeren Jahreszeit mehr nach den Bergen hinaufgehen und zur kühleren in der Ebene bleiben, von jeher die Auffindung der Goldfelder als ein Unglück für ihr Land angesehen. „Sie haben nicht unrecht,“ bemerkt ein genauer Kenner der Verhältnisse in Transvaal, „ganz abgesehen davon, daß es eben nur die Goldfunde sind, die Englands Begehrlichkeit reizen. Denn überall da, wo Goldfunde in nennenswerter Menge gemacht wurden und infolgedessen Goldsucher in größeren Mengen herzuströmten, fand eine Demoralisierung der Bevölkerung statt. Die Buren selbst beteiligten sich am Goldsuchen wenig; ihrem patriarchalischen

Sinn war das Jagen und Hasten nach dem gelben Metall zuwider. Freilich konnten sie nicht hindern, daß hie und da einer ihrer Sprößlinge, wenn er hörte, daß viele Gold-



Der Markt in Barberton.

sucher an einem Tag mehr einheimsten, als er in einem Monat verdiente, in das Lager der Goldsucher ging, wo die starken, sehnigen Burschen sehr willkommen waren, um so mehr, als man sich auf ihre Ehrlichkeit unbedingt verlassen konnte. Noch weniger konnten die Buren hindern,

daß ihre schwarzen Gehilfen, die Kaffern, die von ihnen heute noch nur als Menschen zweiter Klasse angesehen werden, ihnen entliefen, um in den Goldminen zu arbeiten. Das stimmte sie gegen die Goldsucher, gegen die „Uitlanders“ (Ausländer) nicht milder. Dann kamen die Schwindeleien, durch Bankinstitute, die von Uitlanders



Das erste Lager der Goldsucher auf der Stelle, wo sich jetzt die Stadt Johannesburg erhebt.

gegründet worden waren, verübt, die das ganze Land in Verruf zu bringen drohten. Es wurden Nuggets (Goldklumpen) eingegraben in Claims (Geländeanteile), die kein Atom Gold enthielten, und diese dann zu hohen Preisen verkauft. Als das nicht mehr zog, gründete man Aktiengesellschaften auf schwindelhafter Basis, die manchmal schon nach halbjährigem Bestehen wieder zusammenkrachten.“ Alles das war den Buren in hohem Grade verhaßt; allein es war eine unausbleibliche Folge von dem Goldfieber,

das auf die Nachricht von den alles vorher Dagewesene übersteigenden Funden des gleißenden Edelmetalls in Transvaal folgte.

Bereits im Jahre 1854 hatte man Gold im Sande des Jokekkerivers gefunden, doch wurde diese Entdeckung auf Wunsch der Regierung, die keine Fremden, zumal nicht die englischen Nachbarn ins Land gelockt wissen wollte, geheimgehalten, und das Suchen nach Gold verboten. 1858 stieß man von neuem auf Gold im Norden des Landes, und zwar waren es diesmal goldhaltige Quarzstufen, die dann auch Fritsch 1866 auf seiner Forschungsreise entdeckte. Karl Mauch fand 1867 auf seiner zweiten Reise im Matabeleland mit Hartley zusammen goldhaltige Quarze am Tati, einem Nebenflusse des von Norden in den Limpopo fließenden Schascha. Ferner entdeckte Mauch im jetzigen Transvaalgebiet und im Matabeleland an mehreren anderen Stellen Gold, darunter die Kaiser Wilhelm-Goldfelder an dem bei Bonga in den unteren Sambesi mündenden Jankombo.

Jetzt war das Verbot des Goldsuchens in Transvaal nicht länger aufrecht zu erhalten und wurde daher 1868 aufgehoben. In diesem Jahre bildete sich die Tati-Goldfeldergesellschaft in England unter dem Namen der „London and Limpopo Mining Co.“. Das Unternehmen scheiterte jedoch vollständig an den hohen Transportkosten, und nicht besser erging es einer zweiten Gesellschaft, welche die Goldfelder von Marabastadt in Zoutpansberg (Nordtransvaal) ausbeuten wollte. Von größerer Tragweite war die Auffindung der Goldfelder bei Lydenburg in den Drakenbergen 1873, bei Pilgrims Rest, Mac Mac und am Spitzkop, die von 1873 bis 1883 mit wechselndem Erfolge ausgebeutet wurden.

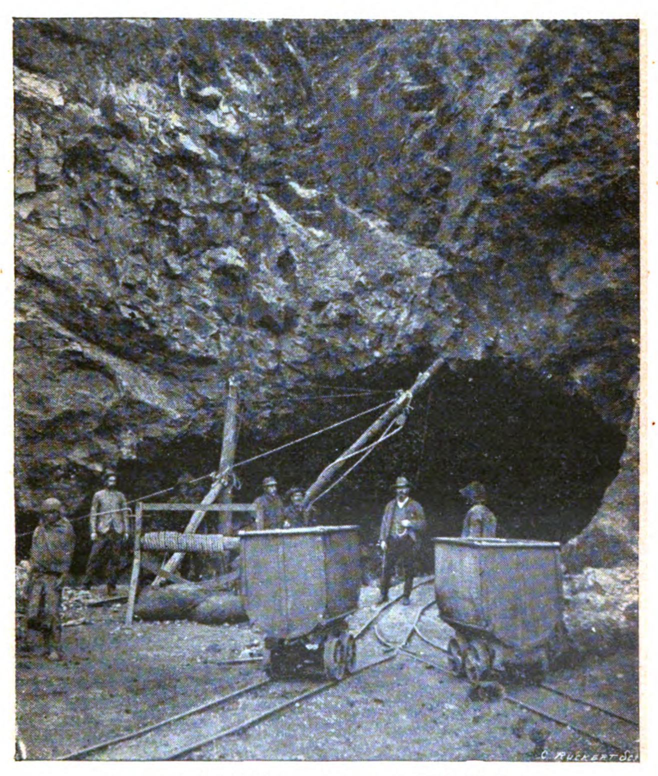
Weitaus übertroffen wurden jedoch alle diese Funde durch die seit 1883 gemachten Entdeckungen. Zunächst

fand man am Kaap, einem Nebenflusse des Krokodilflusses, an der nördlichen Grenze des Landes der Ama-Swasi die nach dem Flusse benannten Kaapgoldfelder, auf denen alsbald die Stadt Barberton entstand. Hierauf erwiesen sich der seither weltbekannt gewordene Witwatersrand und das benachbarte Horge Veld nördlich von Potschefstroom als würdige Nebenbuhler der Kaapgoldfelder. Die Regierung erließ Verfügungen zur gesetzlichen Grundlage eines geordneten Bergbaues, und am 20. September 1885 wurde der Plan zu einem neuen Stadtgebiete im Bereiche der Farmen am Rande abgegrenzt. Auf der Stelle, wo sich damals die vereinzelten Zelte und Baracken der ersten Goldsucher erhoben, ist seither die „Goldstadt" Johannesburg entstanden, die jetzt den Mittelpunkt des Bergbaubezirkes bildet.

Im Jahre 1886 wurden die Goldlager am Shebariff bei Barberton entdeckt, und damit begann dann das afrikanische Goldfieber, die Gründungsperiode der meisten Minen und die eigentliche Goldproduktion. Mit einem Schlage strömten gegen zehntausend weiße Ansiedler ins Land, und die Shebaaktien stiegen alsbald auf das Neunzigfache ihres Nennwertes.

Im Laufe von zehn Jahren wurde der Zustand eines ganzen, weiten Landes völlig umgewandelt und eine neue Kultur gleichsam aus dem Erdboden gestampft. Ueber Nacht entstanden Städte, und auf und bei den Minen wurden großartige industrielle Anlagen errichtet. Die primitiven Goldwäschereien verschwanden, und die ersten kleinen Pochmühlen machten riesigen Bauten Platz. Zur Ausbeutung größerer Felder bildeten sich kapitalkräftige Aktiengesellschaften; denn der Betrieb, die Bohrungen, die Förderung und die Aufbereitung erheischen Riesensummen. Die Schächte müssen sehr tief getrieben werden, der Quarz ist hart, die Formation der Berge

wild und der Transport auf dem unebenen Gelände schwierig und teuer. Die Ventilation und die Förderwerke verlangen die kompliziertesten modernen Maschinerien, um



Eingang in das Goldbergwerk am Shebariff bei Barberton.

das harte Gestein zu zerklopfen und das Edelmetall daraus zu gewinnen. Vor dem Kriege war die Luft im ganzen Witwatersrandgebiet unausgesetzt von einem sausenden, schnarrenden Geräusch erfüllt, das dem Brausen des Meeres glich und sich kilometerweit in der Runde

ausdehnte. Es kam aus den zuletzt vielfach elektrisch betriebenen Pochmühlen, in denen Tausende von Erzstampfen mit neunzig Schlägen in der Minute auf und nieder gingen, von den Ventilen und Transmissionen, den rotierenden Kesseln, worin man das geröstete Erz chemisch auslaugte, und aus den Turbinen, die endlich das reine Edelmetall in die Schmelztiegel bliesen.

Nach dem kurz vor dem Kriege erschienenen Berichte des Staatsbergingenieurs J. Klimke in Johannesburg belief sich das Aktienkapital der in Betrieb befindlichen 198 Goldgruben im Jahre 1898 auf 1,455,455,000 Mark. Der Wert der gesamten Goldausbeute betrug in jenem Jahre 233 Millionen Mark; verarbeitet wurden 5,741,311 Tonnen Erz. Man hat berechnet, daß allein das Mainriff, das reichste Goldfeld auf dem Witwatersrand, noch vierzig Jahre lang ertragsfähig sein wird und wahrscheinlich noch einen Schatz von 7154 Millionen Mark in sich birgt. Südafrika lieferte zuletzt mehr als den vierten Teil der gesamten Jahresproduktion der Erde an Gold. Die volkswirtschaftliche Störung, die der gegenwärtige Krieg hervorruft, trifft daher einen empfindlichen Nerv des Verkehrs, nämlich die Zirkulationsmittel.

Meist besitzt jedes Goldbergwerk im Transvaalgebiet zwei geneigte Schächte, die entweder vom Tage aus dem Einfallen des Flötzes folgen oder senkrecht abgeteuft sind und dann das Flötz mit Querschlägen erschließen. Gebohrt wird entweder mit der Hand oder mit vom Tage aus durch Preßluft betriebenen Bohrmaschinen; man sprengt ausschließlich mit Dynamit. Als Ingenieure, Chemiker oder Aufseher sind in den Minen Weiße thätig, während Schwarze, meist Kaffern und Zulus (Boys genannt), die schwere Arbeit verrichten. Das geförderte Gestein gelangt in die Poch- oder Walzwerke, die es in Pulver- oder Sandform verwandeln.

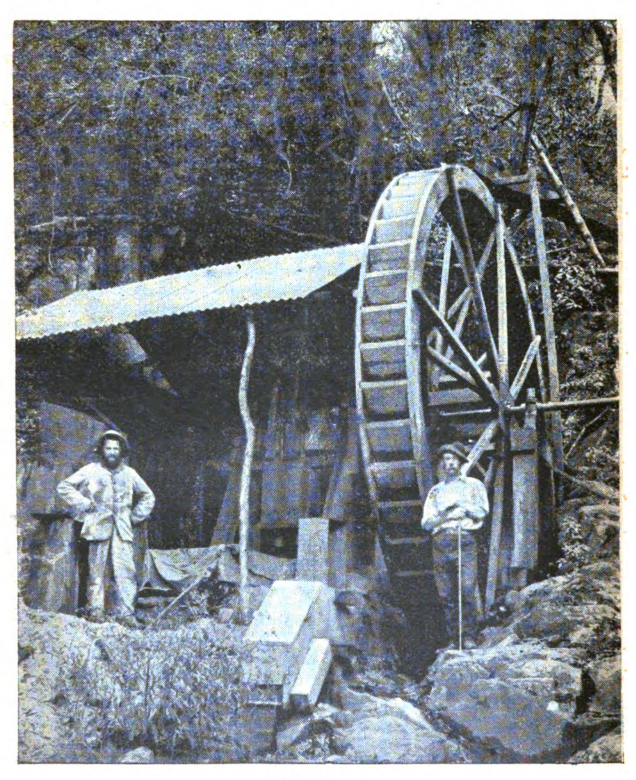
Zum Ausscheiden des Edelmetalls hat sich in Südafrika das zuerst angewendete Amalgamationsverfahren wenig bewährt, weshalb man fast allgemein zu dem Cyanidver-



Eine Goldwäscherei.

fahren oder dem Mac Arthur-Forrest-Prozeß übergegangen ist. Das in den Poch- oder Walzwerken zerkleinerte „Mahlgut" wird zunächst mit Wasser oder verdünnter Natronlauge gewaschen, hierauf je nach dem Goldgehalt mit einer Cyankalium- oder Cyannatriumlösung mehrere

Stunden ausgelaugt und mit einer schwächeren Lösung nachgewaschen, worauf die Summe aller Laugen bis zu 75 Prozent des Rohstoffs erreicht. Endlich entfernt man



Pochmühle.

noch mit Wasser den letzten Rest der Lösung. Die Lauge wird durch Zinkspäne gefällt, und der so erhaltene Goldschlamm von dem beigemengten Zink mittels Salzsäure befreit, schließlich getrocknet und geschmolzen. Günstiger noch als die Zinkfällung gestaltet sich die von Siemens &

Halske erfundene Abscheidung des Goldes auf elektrolytischem Wege.

Trotzdem bei Ausbruch des Krieges die Regierung der Südafrikanischen Republik den Goldbergwerken, wie allen darin beschäftigten englischen Minenbeamten und -arbeitern ihren vollen Schutz zusicherte und sie mit allen Mitteln zu halten suchte, verließen sie doch scharenweise die Gruben. Die englischen Minen standen daher bald sämtlich still, während die unter deutscher und französischer Kontrolle stehenden Goldbergwerke in musterhafter Weise weiter arbeiteten.

Es wurde daher zunächst eine Minenpolizei organisiert, um die Ordnung im Minenbezirk aufrecht zu erhalten. Dann nahm die Regierung den Betrieb der still liegenden Gruben selbst in die Hand, wodurch zahlreiche ausländische, nicht englische Arbeitslose Gelegenheit zu reichlichem Verdienst erhielten.

Das weitere Schicksal der südafrikanischen Goldindustrie wird natürlich von dem überall mit Spannung erwarteten Ausgange des Krieges abhängen.





Mannigfaltiges.



Die Auspfändung einer Königlichen Hoheit. — Mr. Phelps war ein Schneider in London, der die Ehre hatte, für den Herzog von York, einen jüngeren Bruder des Königs Georg IV. (1820—1830), zu arbeiten, eine Ehre, die ihm aber bald rechte Sorgen machte. Denn Seine Königliche Hoheit war ein sehr saumseliger Zahler und stak trotz seiner bedeutenden Einkünfte beständig ebenso tief in Schulden wie sein königlicher Bruder, für den zuweilen das Parlament, besonders zu der Zeit, als er noch der lustige Prinzregent war, große Summen bewilligen mußte, damit seine Gläubiger befriedigt werden konnten.

Der Schneider erhielt ungeachtet oft wiederholter ehrerbietiger Mahnungen kein Geld von dem Herzog und geriet nachgerade selbst deshalb in Verlegenheit.

„Was soll man da thun?" fragte er endlich einen Gerichtsvollzieher.

„Auspfänden lassen," antwortete dieser.

„Bedenken Sie, mein Bester, es handelt sich in diesem Falle um eine Königliche Hoheit!"

„Ganz einerlei! Nur das gekrönte Haupt selbst ist in England vor Auspfändung gesichert, sein Bruder aber nicht."

„Wollen Sie das in meinem Auftrag übernehmen?"

„Mit Vergnügen! Ich habe einen Kollegen, der gut fahren kann, den nehme ich zu Hilfe."

„Warum das?"

„Weil ich die Equipage des Herzogs pfänden werde, und zwar in dem Augenblick, wenn er ausfahren will."

„Warum keine Pfändung in seinem Palaste?“

„Weil das andere praktischer und einfacher ist. Ich bin überzeugt, Sie werden innerhalb vierundzwanzig Stunden Ihr Geld erhalten.“

„Dann also nur zu! Wenn ich auch den hohen Kunden deshalb verlieren muß.“

„Oho, Mr. Phelps, es ist durchaus nicht gesagt, daß Sie des Herzogs Kundschaft deshalb verlieren werden.“

Ein gerichtlicher Pfändungsbefehl, beantragt von dem Schneider Phelps, wurde schleunigst beschafft. Mit diesem gestempelten Papier versehen, legte sich der Gerichtsvollzieher mit einem Kollegen auf die Lauer vor dem Palaste des Herzogs. Man wußte ungefähr die Zeit, wann er des Vormittags auszufahren pflegte.

Bald fuhr der Wagen, bespannt mit zwei herrlichen Pferden, vor das Portal. Der Kutscher saß auf dem Bock, ein kleiner zierlicher Groom öffnete den Schlag.

In diesem Augenblick trat der Gerichtsvollzieher herbei und sprach: „Im Auftrage des Schuldgerichts pfände ich diese Kutsche und diese zwei Pferde samt allem Zubehör wegen einer beglaubigten Forderung des Schneidermeisters Phelps an Seine Königliche Hoheit den Herzog von York!“

Der Kutscher stieg sogleich vom Bock, ohne auch nur den geringsten Widerstand dem Vertreter der gesetzlichen Autorität gegenüber zu versuchen, nachdem er einen Blick auf den ihm offen vorgehaltenen Pfändungsbefehl geworfen hatte.

Der Gerichtsvollzieher stieg ein in den prächtigen Wagen, setzte sich bequem zurecht und rief seinem Kollegen, der auf den Kutschersitz geklettert war, zu: „Zu Tattersall!“

William Tattersall in London, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, war damals Besitzer einer großartigen Auktions- und Verkaufshalle für neue und gebrauchte Luxuswagen, sowie für edle Pferde aller Art, sowohl solche zum Reiten wie auch solche zum Fahren. Nach ihm haben alle die sogenannten „Tattersalls“ in den großen Städten Europas den Namen erhalten.

Einige Minuten nachher erschien der Herzog vor dem Portal seines Palastes.

„Wo ist der Wagen?" fragte er, indem er sich erstaunt umschaute.

„Der ist eben gepfändet, Königliche Hoheit," versetzte respektvoll der Kutscher. „Und auch die Pferde."

„Was muß ich hören! Wer spielte mir den Possen?"

„Mr. Phelps, der Schneider."

Der Herzog zeigte sich keineswegs entrüstet, er nahm die Sache von der komischen Seite und lachte darüber. Natürlich hatte er noch andere Wagen in seiner Remise und noch andere Pferde in seinem Marstall. So wurde denn der augenblicklichen Verlegenheit rasch abgeholfen, und er machte seine beabsichtigte Ausfahrt.

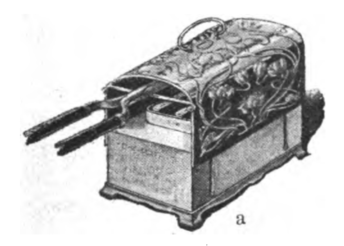
Als er zurückgekehrt war, empfing er einen in ehrerbietigster Form abgefaßten Brief des Inhalts: falls Seine Königliche Hoheit nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden die Rechnung des Schneidermeisters Phelps nebst den bisher entstandenen Kosten bezahle, würde die gepfändete Equipage nebst den ebenfalls gepfändeten zwei Pferden unverzüglich bei Tattersall in öffentlicher Auktion zur Befriedigung der Forderung des Gläubigers verkauft werden.

Eiligst brachte jetzt der Herzog die nötige Summe zusammen und bezahlte die Rechnung nebst den Kosten, worauf er den Wagen und die Pferde wieder erhielt. Auch nahm er diese energische Maßregel durchaus nicht übel, fand sie vielmehr ganz ordnungsgemäß und blieb nach wie vor der Kunde des energischen Phelps.

Der Herzog von York starb im Januar 1827 und hinterließ eine große Schuldenlast, die sein Bruder, König Georg, zu der seinigen noch dazu übernahm. Eines Tages mußte sie das Parlament ja doch bezahlen. F. L.

Neue Erfindungen: I. Die Kaiserin-Frisierlampe. — Beim Gebrauch der bisher üblichen Frisierlampen kommen leider oft genug Unglücksfälle vor, wenn durch Zurseiteschlagen oder plötzliches Auflodern der Flamme Kleidungsstücke, Gardinen u. s. w. Feuer fangen, oder indem die einen solchen Apparat benutzenden Personen Brandwunden erhalten. Dergleichen ist völlig ausgeschlossen bei der neuerdings in den Handel gebrachten Kaiserin-

Frisierlampe, die zudem noch manche Vorteile vor den älteren Apparaten bietet. Ihre Konstruktion (siehe die beiden Abbildungen a und b) ist folgende: An dem Behälter für den Spiritus ist der Mantel in solcher Höhe über den Brennern angebracht, daß die beiden Flammen während des Gebrauches sich darunter frei entfalten und die unter dem Mantel eingelegte Brennschere hinreichend erwärmen, dagegen niemals zur Seite schlagen oder hoch auflodern können. Der Mantel ist innen mit Asbest bekleidet, so daß er äußerlich nicht zu heiß werden kann, während er andererseits dadurch die Wärme mehr zusammenhält und auf die Brennschere besser konzentriert. Der zum Tragen der letzteren dienende Steg läßt sich auf- und abwärtsklappen, so daß man



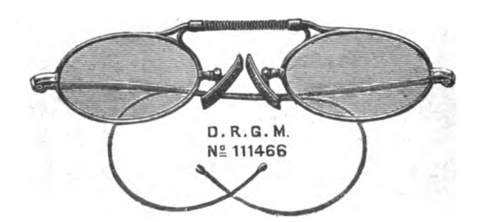


Die Kaiserin-Frisierlampe:
a. beim Gebrauch (Vorderseite), b. außer Gebrauch (Rückseite).

jede, auch die umfangreichste Brennschere bequem auflegen kann. Eine zweite Stütze ist überflüssig, da die Schere vermöge ihres außen schwereren Gewichts mit der Spitze des Eisens an dem Asbest anliegt. Durch das Fehlen äußerer Stützen ist der Umfang der Lampe gegen früher auf die Hälfte verkleinert. Dadurch, daß der Mantel, auf dem ein Griff zum bequemen Tragen angebracht, nach oben und unten beweglich ist, wird es ermöglicht, nach dem Gebrauch durch bloßes Herunterschieben des Mantels, dessen Asbestfütterung die Lampe schließt, die Flammen der Brenner auszulöschen. Ein außerdem vorhandener, mit Gummi gefütterter Deckel schließt mittels Schraube die Oeffnungen hermetisch. Durch entsprechende Vorrichtungen läßt sich der Mantel beliebig hoch oder niedrig festhalten, auch kann er behufs Reinigung der Brenner ganz abgenommen werden. Endlich

ist zur bequemen und gefahrlosen Füllung des Behälters mit Spiritus noch an diesem eine durch eine Gewindekappe verschließbarer Stutzen angebracht. Fr. R.

II. Die Brille „Autokorrekt". — Zwar hat unsere so vollkommen entwickelte Industrie speziell in den letzten Jahren manche praktische Neuerungen in Brillen- und Klemmerfassungen gezeitigt, doch immer noch war das Bedürfnis nach einer wirklich praktischen Brille vorhanden, die, für den jeweiligen Gebrauch entsprechend aufgesetzt, stets leicht, aber fest sitzt, sich jeder Nasenform anpaßt, und bei deren Gebrauch auch vor allem das schmerzhafte, lästige Wundwerden des Nasenrückens vermieden wird. Da ist es denn sehr erfreulich, daß jetzt eine gesetzlich



Die Brille „Autokorrekt".

geschützte Brille auf den Markt gebracht wird, die alle oben erwähnten Vorteile in sich vereinigt. Dieselbe sitzt vermöge ihrer beweglichen, sich jeder Nasenform anschmiegenden Stege unter Einwirkung einer selbstthätig wirkenden Spiralfeder auf den Seitenflächen der Nase leicht, aber fest, übt beim Tragen keinerlei Druck auf Nerven oder Blutgefäße der Nase aus und vermeidet das bei gewöhnlichen Brillen oftmals vorkommende lästige und schmerzhafte Wundwerden des Nasenrückens absolut. Die Brille „Autokorrekt" sitzt stets an der richtigen Stelle fest, auch beim Reiten, Turnen u. s. w., und kann, jedem Bedürfnis entsprechend, hoch oder niedrig gesetzt werden.

Liebe und Eifersucht. — Eine in China heimische Entenart, „Mandarinenente" genannt, wird dort schon seit alten Zeiten als ein Sinnbild der ehelichen Treue angesehen und daher bei Hochzeitsaufzügen stets mit im Zuge getragen.

Auf dem Geflügelhof eines Portugiesen auf Macao spielte sich einmal eine interessante Scene ab, die von einem Augenzeugen wie folgt berichtet wird. Von einem Mandarinenentenpaar kam eines Abends das Männchen abhanden, was sich das zurückgebliebene Weibchen so nahe gehen ließ, daß es wie in Gram versunken in einer abgelegenen Ecke bewegungslos dasaß. Ein flotter Mandarinenenterich, welcher kurz zuvor sein Weibchen durch den Tod verloren hatte, nahm die einsam Trauernde wahr; er begann alsbald sein Prunkgefieder zu putzen, näher und näher zu rücken und ihr aufs zärtlichste den Hof zu machen. Sie aber wies alle seine Bewerbungen kalt zurück und blieb stumm und abgeschieden wie zuvor. Der Teich, wo sie so gerne umherzuschwimmen pflegte, alle Stellen, wo sie bisher am liebsten verweilt, blieben unbesucht, und ihr Gefieder, früher stets spiegelblank, wurde bald struppig und häßlich.

Nach Verlauf einer geraumen Zeit erlangte der Besitzer das langvermißte Männchen wieder, das beim Anblicke des gewöhnten Geflügelhofes seine Freude durch heftige Flügelschläge und laute Töne zu erkennen gab. Das Weibchen erkannte sogleich seine Stimme, geriet vor Freude wie außer sich und eilte mit ausgebreiteten Flügeln unter lautem Geschnatter nach dem Eingange. Als das Männchen aus dem Zuckerrohrkäfig, in welchem es zurückgebracht worden war, herausgelassen wurde, gab es eine wirklich rührende Scene des Wiedersehens. Sie legten die Hälse kreuzweise übereinander, gingen sogleich in den Teich und waren von dem Augenblicke an unzertrennlicher als zuvor. Das Weibchen muß aber im stande gewesen sein, dem heimgekehrten Gatten die Werbungen, die ihm jener verwitwete Enterich hatte zu teil werden lassen, kund zu thun, denn am folgenden Tage wurde das verwitwete Männchen von dem zurückgekehrten Enterich so heftig angegriffen und zugerichtet, daß es nach wenigen Tagen starb. C. T.

Die letzte französische Nationalflagge über Metz. — Fast noch vier Jahre lang nach der Uebergabe der Stadt und Festung Metz im Jahre 1870 wehte die französische Nationalflagge, die letzte, über der Stadt. Sie war auf der höchsten Turmspitze der Kathedrale angebracht, und demjenigen, der sie herunterholen

würde, waren dafür hundert Thaler zugesichert worden. Aber niemand wollte sich zu diesem Wagnis melden, denn es war lebensgefährlich, und der Steiger hatte, war er auf der Turmspitze angelangt, über eine mehrere Fuß dicke Kugel zu klettern, um zu der Fahnenstange zu gelangen. Endlich meldete sich ein Pionier, ein Brandenburger, zu dem lebensgefährlichen Wagestück. Am 16. Juli 1874, kurz nach Mittag, marschierte eine Truppenabteilung mit voller Musik nach dem freien Platze vor der Kathedrale; inmitten dieser Truppen schritt der Pionier, der, an Ort und Stelle angekommen, sofort seine Arbeit begann, die mehrere Stunden währte. Die Ausführung der Arbeit selbst wird folgendermaßen beschrieben: „Zunächst wurden von der Galerie aus, von welcher sich die gotische Spitze erhebt, zwei Stangen in einem Abstande von einem Fuß voneinander an den über der Spitze befindlichen großen Knopf gelegt. Mit Hilfe großer Nägel, die der Pionier in die Stangen einschlug, stellte er sich eine Art Treppe her, auf deren Stufen er allmählich höher und höher stieg. Auf der Höhe der großen Kugel angelangt, rutschte der Tollkühne einmal aus. „Er fällt!" tönte es aus dem Munde der nach Tausenden zählenden Zuschauer, welche dem gewagten Schauspiele beiwohnten. Aber der Brandenburger fiel nicht, sondern stieg unerschrocken höher, bis er die Flaggenstange erreicht hatte. Die blau-weiß-rote Flagge sank, und an ihrer Stelle befestigte der Brave eine hinaufgezogene riesige schwarz-weiß-rote Fahne. Der Pionier kletterte nun wieder hinunter, nachdem er noch die große Kugel möglichst blank geputzt hatte. Dann erschien er nach einer Zeit von vier Stunden wieder unten auf dem sicheren Erdboden — er hatte sein Werk glücklich vollendet."

Die Offiziere drückten dem tollkühnen Burschen die Hände, und die Zuschauer — die deutschgesinnten wenigstens — grüßten ihn mit lautem Hurra; dann zogen die Truppen mit klingendem Spiel, wie sie gekommen waren, wieder ab. Der mutige Pionier hieß Karl Otto Bredenow und stammte aus der Nähe von Prenzlau. C. T.

Das schwächere Geschlecht. — Die im letzten Jahrzehnt so mächtig gewordene Frauenbewegung, die ihren Einfluß selbst

im sozialen Leben der Frauen in der Türkei und in Japan kundgiebt, hat die landläufigen Ansichten über die Frauen in vielen Stücken geändert und dafür andere Meinungen als die richtigen aufgestellt. Gelehrte, Philosophen, Aerzte, Psychologen, Kriminalisten, Moralisten haben seit jeher bewiesen, daß die Frau ein schwächeres Geschlecht darstelle, in den letzten Jahren aber behaupten manche russische, englische, deutsche und amerikanische Gelehrte, daß dies durchaus nicht wahr sei, daß man überhaupt nicht von einem schwächeren oder stärkeren Geschlecht sprechen könne, daß vielmehr Mann und Weib gleich stark und der einzige Unterschied zwischen ihnen der verschiedene Daseinszweck sei. Als Begründung wird folgendes aufgeführt.

Der Körperbau der Frau ist zwar ein anderer als der des Mannes. Der Mann hat stärker entwickelte Muskeln, allein trotzdem ist die Frau nicht körperlich schwächer als der Mann. Man gehe nur auf das Land und beobachte bei Feldarbeiten Männer und Frauen, und man wird finden, daß die Frau auch körperlich durchschnittlich dasselbe leisten kann wie der Mann. Man beobachte die Frauen, welche Lasten tragen, wie gefüllte Marktkörbe, Körbe mit Wäsche, und man wird erstaunen, welche Kraft sie entwickeln. Die in Schaustellungen auftretenden Akrobatinnen, Reck- und Hantelturnerinnen beweisen, daß die Muskulatur der Frauen durch Uebung derartig zu entwickeln ist, daß sie geradezu riesenhafte Kräfte erreichen können. Bis vor kurzer Zeit gab man bei der Erziehung von jungen Mädchen leider aber gar nichts auf die Ausbildung der Körperkräfte. Selbst das systematische Turnen ist seit verhältnismäßig kurzer Zeit erst für sie eingeführt; erst in jüngster Zeit widmen sich auch in Deutschland die jungen Mädchen dem kräftigenden Radsport, dem Spielen im Freien, wie Lawn-Tennis, Cricket und Croquet. Wenn man daher bis jetzt annahm, jede Frau sei ohne weiteres körperlich schwächer als der Mann, so hatte das nur deshalb einige Berechtigung, weil der Frau bei der Erziehung jede Möglichkeit, ihre Körperkräfte zu stählen und zu vermehren, genommen wurde. In Zukunft wird aber dies nicht mehr der Fall sein.

Vergleichen wir alle diese Momente, denken wir daran, daß es auch unter den Männern recht schwächliche Individuen giebt,

so muß sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, daß im allgemeinen auch die Frau physisch nicht schwächer ist als der Mann.

Wie steht es nun auf dem psychischen, dem seelischen Gebiete? Die Frau ist nicht so mutig wie der Mann, sagt man und fügt gewöhnlich hinzu: Das soll kein Vorwurf für die Frau sein, denn die Frau ist eben nicht zum Kampfe geschaffen, sondern zum Leiden, Dulden und Ertragen.

Auch dieser Schlußsatz ist falsch. Die Frau ist nicht bloß zum Leiden, Dulden und Ertragen geschaffen, sondern hat dieselben Rechte an das Leben wie der Mann. Die heutigen Frauen denken aber auch gar nicht daran, nur zu leiden, zu dulden und zu ertragen, und an Mut fehlt es ihnen auch nicht. Wenn es sich darum handelt, in gewichtigen Augenblicken dem Tod ins Auge zu sehen, so haben Frauen fast ausnahmslos in geschichtlichen Momenten ebensoviel Mut gezeigt als der Mann. Gewiß giebt es feige Frauen, aber ebenso feige Männer. Die Aerzte wissen, daß Frauen selbst den schwersten Operationen mit viel mehr Mut entgegengehen als die Männer, daß überhaupt Frauen im Ertragen von Schmerzen nicht nur bei Operationen, sondern auch bei langwierigen Krankheiten viel mutiger und geduldiger sind als Männer. So viel steht fest, der Mann ist viel wehleidiger als die Frau. Schon ein verhältnismäßig geringes Unwohlsein wirft den Mann darnieder, während eine Frau, die Gattin und Mutter ist, ihre Pflicht gegen die Familienmitglieder meist noch erfüllt, wenn sie schon von einem starken Unwohlsein, ja man kann sagen, von einer Krankheit gepackt und geschüttelt ist. Ebenso ist die Willenskraft der Frau gerade so groß als die des Mannes, oft andauernder und zäher. Was sich eine Frau einmal vorgenommen hat, führt sie auch durch, und zwar mit einer alle Schwierigkeiten verachtenden Ausdauer. Der Mann ist viel leichter geneigt, angefangene Sachen wieder aufzugeben, er ist in den meisten Fällen abgeschreckt, wenn er schon im Anfang der Ausführung eines Planes auf Hindernisse stößt. Die Frau ist zähe in ihrem Willen und läßt nicht nach; sie überwindet Hindernisse auf Hindernisse, bis sie an das Ziel gelangt. Deshalb sind auch Frauen im Unglück standhafter und fester als der Mann, und einen unerschütterlichen Beweis für diese Be-

hauptung liefert uns die Selbstmordstatistik. Dreimal so viel Männer als Frauen nehmen sich in schwierigen Lagen des Daseins das Leben, weil die Frau immer noch Mut hat, wo der Mann längst verzweifelt.

Daß der Wille der Frau stärker ist als der des Mannes, das beweisen die Hunderttausende von Ehen, in denen der Mann sich in den meisten Dingen dem Willen der Frau unterordnet, weil sein Wille der schwächere ist. Gewiß, es giebt auch willensschwache Frauen, aber weit weniger als willensschwache Männer, und wenn selbst zwei sehr willensstarke Charaktere in der Ehe zusammenkommen und es jahrelange Kämpfe giebt, bis eine Einigkeit zu stande kommt, bis sich die divergierenden Kräfte in den beiden Charakteren ausgeglichen haben, so ist in diesen Kämpfen in neun unter zehn Fällen die Frau der Sieger. Sie setzt ihren Willen durch, sie zwingt den Willen des Mannes unter den ihren.

Der hervorragende Gelehrte und Psychologe Professor Hans Groß sagt: „Es ist gewiß nicht richtig, wenn wir behaupten hören, die Schwäche der Frauen läge in ihrem Willen. Ganz anders aber in allen Fragen des Verstandes. Handelt es sich darum, jemand zu überreden, so finden wir beim normal organisierten Manne, daß dies nur dann möglich ist, wenn man ihm mit einer logisch zusammengestellten Reihe von Gründen kommen kann. Logik besitzt der Verstand der Frau nicht, ja wir würden das, was wir als echte Weiblichkeit an der Frau verehren, entschieden vermissen, wenn sie wirkliche Logik hätte. Weil sie ihrer aber entbehrt, ist sie mit Scheingründen, mit Beiläufigem und Glänzendem zu überreden, wenn es nur den Schein eines Beweises hat. Wir finden, daß sie zu leicht nachgiebt, und schieben es auf Schwäche des Willens, obgleich es nur eine andere Konstruktion des Verstandes ist. Ganz so macht es die Frau, wenn sie selbst überlegt. Ein Schlagwort, ein blinkender Satz, eine beruhigende Ueberredung genügt ihr statt eines ganzen Bandes von Gründen, und so kommt sie zu Handlungen, die wir abermals als Schwäche bezeichnen."

Darauf kann man erwidern: Ja, thun denn das die Männer nicht auch? Man gehe doch einmal in eine politische Ver-

sammlung, um zu sehen, wie ein Redner mit ein paar geschickt verwendeten Schlagworten eine ganze hundertköpfige Masse fortreißt, und wie die fortwährende Wiederholung dieser Schlagworte, die vielleicht grundfalsch sind, genügt, um alles andere totzuschlagen. Gegen diese Schlagworte kommen alle Redner nicht auf, die mit gewichtigen und logischen Gründen dagegen ankämpfen. Auch die Männer sind Scheingründen, Schlagworten und blinkenden Sätzen sehr leicht zugänglich, und zwar um so mehr, wenn ihr Temperament sie dazu veranlagt. Ein sanguinischer Mann ist immer Scheingründen zugänglich, und unter den Männern sind die strengen Logiker im Denken und Handeln, soweit das tägliche Leben in Betracht kommt, doch auch nur die tieferen Denker unter den Gelehrten. Hunderttausende von Männern, denen nicht eine hohe Geistesbildung zu teil wurde, sind ebensowenig Logiker wie die Frauen, und umgekehrt: eine hochgebildete Frau, deren Denken wissenschaftlich geschult wurde, ist Schlagworten, Scheingründen und blinkenden Sätzen sehr wenig zugänglich.

Der oben citierte Gelehrte hat aber noch einen anderen Beweis für die Verstandesschwäche der Frau. Er sagt: „Zur Willensschwäche der Frau rechnet man gewöhnlich auch ihre Geschwätzigkeit, die sie kein Geheimnis bewahren läßt, und doch ist es auch wiederum nur die andere Bauart ihres Verstandes, die da wirkt. Dies beweist schon die von Kant umständlich auseinandergesetzte Thatsache, daß Frauen sehr wohl die eigenen, aber nie die fremden Geheimnisse wahren können. Wäre dies nicht im Verstande gelegen, so würden sie den Schaden, den sie anrichten, zu ermessen vermögen. Jeder von uns weiß, und die Geschichte großer Prozesse lehrt es immer wieder, daß die begangene That, sogar der Plan zu derselben in den meisten Fällen von Frauen ausgeplaudert wird. Am besten können uns in dieser Richtung geschickte und erfahrene Geheimpolizisten unterrichten, die sich zur Eruierung wichtiger Thatsachen ausnahmslos an Frauen, und selten ohne Erfolg, wenden."

Auch auf diesen Vorwurf ist zu erwidern, daß die Behauptung allgemein nicht gültig ist. Es giebt sehr wohl Frauen, die Geheimnisse auf das sorgfältigste bewahren können. Geschwätzige

Frauen sind meist ungebildete Frauen, denen die nötige Schulung des Geistes fehlt. Und giebt es nicht auch geschwätzige Männer? Wird nicht an allen Stammtischen ebenso geklatscht als in den Kaffeekränzchen? Verraten nicht Männer ebenso Geheimnisse wie die Frauen? Jedermann kann eine Probe darauf machen und ein Geheimnis, an dessen Bewahrung nicht allzuviel gelegen ist, einer gleich großen Anzahl Männer und Frauen anvertrauen. Er wird dann herausfinden, daß Männer und Frauen durchaus gleichmäßig diskret oder indiskret sind.

Selbst den Umstand, daß das Gehirn der Weiber kleiner und geringer an Gewicht ist als das der Männer, hat man den Frauen zum Vorwurf gemacht und behauptet, die Natur habe den Frauen überhaupt die Fähigkeit versagt, geistig dasselbe zu leisten wie die Männer. Die letzten Jahre, in denen Frauen auf so vielen Gebieten geistiger Thätigkeit Hervorragendes geleistet haben, machen auch die Schlußfolgerungen, die aus dem kleinen und leichten Gehirn der Frauen gezogen worden sind, hinfällig. Die Frau stellt eben nicht ein schwächeres Geschlecht dar, sondern ist dem Manne physisch, geistig und moralisch ebenbürtig. O. K.

Ein verhängnisvolles Geschenk. — Joao de Barros (1496 bis 1570) erwarb sich in seinem Vaterlande Portugal hohen Ruhm als Dichter und Historiker. Sein Hauptwerk ist eine vortreffliche Geschichte der portugiesischen Entdeckungen und Niederlassungen in Indien.

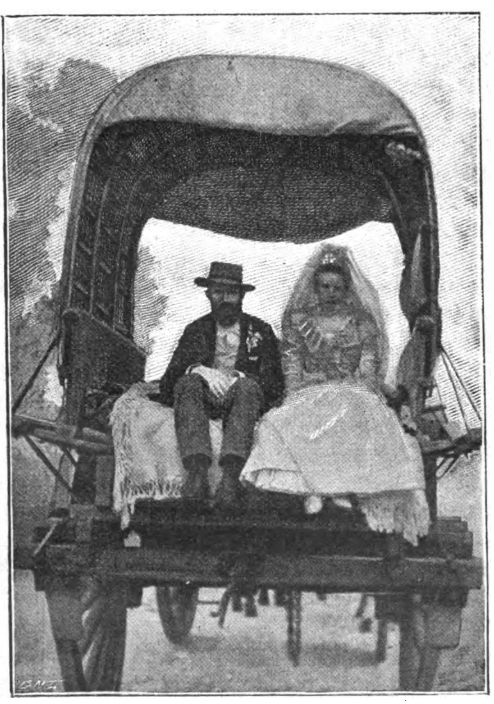
Als König Joao III. den ersten Band dieses großen Werkes gelesen hatte, war er von demselben so entzückt, daß er beschloß, den ausgezeichneten Gelehrten dafür königlich zu belohnen. Seine Räte, als er mit ihnen darüber sprach, meinten, ein hübsches Landgut in Portugal dürfte ein ganz passendes Geschenk sein, doch der König war anderer Ansicht; er hielt ein derartiges Geschenk nicht für ansehnlich genug. Deshalb schenkte er Barros eine ganze Provinz, nämlich die damals sogenannte Kapitanerie Maranhao in Brasilien. Gewiß ein wahrhaft königliches Geschenk! Denn diese brasilianische Provinz war ungefähr drei- bis viermal so groß wie ganz Portugal.

Die großen Urwälder enthielten wertvolle Nutzhölzer, und sonst

bot das fruchtbare Land viele Naturschätze aller Art. Nur war zur Zeit die Ausbeutung dieser Schätze leider schwierig, ja fast unmöglich, denn das Land war noch im Besitze der wilden Eingeborenen, grausamer Kannibalen. Barros aber und seine Söhne wollten jedenfalls einen Kolonisationsversuch wagen. Er selbst steckte sein ganzes Vermögen in die Unternehmung, rüstete mit seinen Söhnen zehn kleine Schiffe aus und segelte mit einigen hundert Kolonisten nach Brasilien. Nahe an ihrem Reiseziele fielen sie einem schrecklichen Sturme zum Opfer; sie erlitten Schiffbruch an der Küste, und nur wenige, die dem Wellengrabe entronnen waren, vermochten nach Portugal zurückzukehren. Die Unternehmung war also gescheitert, und Barros dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet. Er verzichtete nunmehr ganz auf die Schenkung und zog sich in die Einsamkeit zurück, um sein großes Geschichtswerk zu vollenden. In Armut und Dürftigkeit starb dieser vortreffliche Gelehrte, dessen Werk noch heute geschätzt wird. F. L.

Burenpaar auf der Hochzeitsreise. — Eine intime Scene aus dem Leben der Buren wird unsere Leser jetzt, wo diese tapferen südafrikanischen Bauern die allgemeine Bewunderung und Teilnahme erregen, gewiß besonders interessieren. Alles hat bei diesen Leuten noch einen eigenartigen Anstrich, besonders das Freien und Heiraten. Will der junge Bur sich eine Frau suchen, so reitet er bei den oft Tagereisen weit entfernten Nachbarn herum, um sich die Töchter des Landes anzuschauen. Gefällt ihm eine, und ist er den Eltern als Freier nicht unangenehm, so erbittet er sich die Erlaubnis, mit seiner Auserwählten „opsitten“ zu dürfen, das heißt allein Rücksprache zu nehmen. Wird die Erlaubnis erteilt, so erhält er ein Stück Licht, an dessen Länge er ermessen kann, in welchem Grade er den Eltern als Schwiegersohn willkommen ist, denn wenn das Licht abgebrannt ist, muß er der Sitte nach fortgehen. Daß junge Leute, die aneinander Gefallen haben und denen das Stümpfchen zu kurz ist, es manchmal ausblasen, um die Zeit des Zusammenseins zu verlängern, wird von Kennern des Landes ernstlich behauptet. Sobald die Aussteuer fertig, und das neue Heim zur Aufnahme der jungen Frau bereit ist, folgt der Verlobung rasch

die Hochzeit. Dann kommt der Bräutigam und die ganze beiderseitige Verwandtschaft mit ihren Ochsenwagen, die mit Segeltuch überspannt und gleich einem kleinen Hause mit Betten, Mundvorräten u. s. w. versehen sind, auf dem Gute des Brautvaters zusammen, wo nach der Trauung das Hochzeitsmahl. stattfindet.



Burenpaar auf der Hochzeitsreise.

Dann setzt der Bur sein junges Weib zu sich in den Wagen, die Kaffernknechte treiben das Vieh, das die Braut als Mitgift bekommt, hinterdrein, und fort geht es zur neuen Heimat, die meist, da man nur sehr langsam mit den schwerfälligen Fuhrwerken fortkommt, erst in mehreren Tagen, oft erst in Wochen erreicht wird. Das ist die Hochzeitsreise jungvermählter Buren,

eine andere kennen sie nicht. Unser Bild, nach einer an Ort und Stelle aufgenommenen Photographie, zeigt uns solch ein eben getrautes Burenpaar, das von der holländischen Reformkirche in Barberton, De Kaap Valley, nun den langen „**trek**“ nach der fernen Heimat antritt. F. Z.

Die letzte Proklamation, die Napoleon I. erließ, hat ihre Adresse nie erreicht. Sie fand sich vor in dem kaiserlichen Wagen, den die Schützen des 15. und des 25. Regiments am Abend der Schlacht von Waterloo erbeuteten, war in Paris gedruckt und sollte, wie das Datum zeigte, dann verteilt werden, wenn Napoleon im „kaiserlichen“ Palais Laeken bei Brüssel angelangt war. Sie lautete wie folgt: „An die Belgier und die Bewohner des linken Rheinufers! Der vorübergehende Erfolg meiner Feinde hat mich auf kurze Zeit von meinem Reiche losgerissen. In meiner Verbannung auf einem Felsen im Meer habe ich eure Klagen vernommen. Der Gott der Schlachten hat über das Schicksal eurer schönen Provinzen entschieden. Napoleon ist unter euch! Ihr seid würdig, Franzosen zu sein! Erhebt euch in Masse! Vereinigt euch mit meinen unbesiegbaren Schlachtreihen, um den Rest der Barbaren, welche eure Feinde und die meinen sind, zu vertilgen! Sie fliehen mit Wut und Verzweiflung im Herzen.“ Wer fliehen mußte, war allerdings Napoleon selbst. D.

Die Fische des Nilstromes. — Zu den schätzbarsten Gaben des gütigen Nilstromes gehören seine vielen Fische. Es finden sich darunter die eigentümlichsten Formen, die mit denen europäischer Flüsse wenig gemein haben. Darunter kommen ziemlich viele karpfenartige Fische, mehrere Lachsarten, einige Zahnkarpfen vor. In größter Zahl aber tritt die Familie der Welse auf (gegen 22 Arten), von denen der Zitterwels durch seine elektrischen Eigenschaften besonders bemerkenswert ist. Ein seltener, sehr merkwürdiger Fisch ist der Flösselhecht, fast der einzige noch lebende Repräsentant der in der Vorwelt zahlreichen Schnalzschupper. Sonderbar ist auch das Vorkommen des **Kugelfisches**, einer sonst ausschließlich dem Meere, und zwar dem Indischen Ozean, angehörigen Gattung. Mit der Ueberschwemmung kommen die Fische in alle **Kanäle** und auf die Ueberschwemmungsflächen.

Die Tiere können dann, wenn die Wasser einzutrocknen beginnen, nicht mehr zurück, und mit leichter Mühe und in großer Anzahl werden sie dann, selbst von Kindern, gefangen. W. H.

Zweideutig. — Als Molière (1622—1673) sein Lustspiel „Tartuffe" vollendet hatte (Tartuffe ist die Hauptperson des Stückes, ein scheinheiliger Frömmler und Heuchler, dessen Name seitdem zur Bezeichnung solcher Charaktere gebräuchlich geworden ist), als alles bereits zur Aufführung des Stückes vorbereitet war, und diese eben beginnen sollte, wurde sie noch im letzten Augenblick durch ein plötzliches Verbot des Polizeipräsidenten Lamoignon verhindert. Dieser fühlte sich durch die Person des Tartuffe, die er auf sich bezog, verletzt, und sehr wahrscheinlich hatte der Dichter die Züge Lamoignons in der That für seinen Tartuffe verwendet. Molière war außer sich. Er konnte sich dem Verbot nicht widersetzen, aber er wußte sich zu rächen. Er trat auf die Bühne und wandte sich an das Publikum mit den Worten: „Die Aufführung des „Tartuffe" ist soeben verboten worden. Herr Lamoignon wünscht nicht, daß man ihn spiele." Dabei legte er auf das Wörtchen „ihn" eine eigentümliche Betonung, „ihn" konnte hier heißen: den „Tartuffe", aber auch: den Präsidenten Lamoignon in der Person des Heuchlers Tartuffe. Das Publikum brach in ein lautes Gelächter und Beifall aus. Lamoignon hörte davon, allein er konnte dem Dichter nichts anhaben. Der „Tartuffe" durfte erst nach seinem Rücktritte im Jahre 1668 aufgeführt werden. J. D.

Das Mahagoniholz wurde von Europäern zum erstenmal im Jahre 1585 bearbeitet, als Sir Walter Raleigh auf der Insel Trinidad eines seiner Schiffe damit ausbessern ließ. Nach Europa selbst kam das Mahagoniholz erst im Jahre 1724. Man hatte es als Ballast mitgenommen. Ein Doktor Gibbons ließ sich die schweren Planken schenken und daraus einen Kasten und eine Komode fertigen, nachdem die Zimmerleute das Holz wegen seiner Härte als unverwendbar beiseite gelegt hatten. Beide Gegenstände gefielen der Herzogin von Buckingham so sehr, daß sie nun ebenfalls Mahagonimöbel bestellte und sie so in die Mode brachte. Aber noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gehörten sie zu den kostbarsten Luxusartikeln. D.

Nichts Neues! — Auf der Löwenburg bei Kassel lag früher ständig eine Invalidencompagnie als Besatzung. Nach Stiftung des Königreichs Westfalen begnügte man sich damit, diese unschädlichen Krieger eine neue Uniform an- und einen neuen Eid ablegen zu lassen; sonst blieben sie in ungestörter Vergessenheit. Als der Kurfürst Wilhelm I. im November 1813 nach siebenjähriger Abwesenheit seine Erblande wieder in Besitz genommen hatte, wurden auch die herkömmlichen täglichen Spazierfahrten nach Wilhelmshöhe und der Löwenburg wieder aufgenommen. Hier hatte man sich natürlich beeilt, die alten kurhessischen Uniformen nebst Zöpfen und anderem Zugehör wieder hervorzusuchen. Gleich bei der ersten Spazierfahrt trat der bejahrte Unteroffizier nach dem früheren Herkommen an den Schlag des Wagens und meldete: „Habe Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst zu vermelden, daß seit Höchstdero letztem Hiersein nichts Neues vorgefallen ist!“

Von 1806 bis 1813 nicht Neues! Diese Meldung soll dem Kurfürsten unter allem, was er bei seiner Heimkehr sehen und hören mußte, so ziemlich am besten gefallen haben. C. T.

Einträgliche Küsse. — Ein bevorzugter Liebling der Frauen war der ebenso schöne wie leichtlebige König Eduard IV. von England (1461—1483), der es nicht verschmähte, aus der Frauengunst, die ihm allenthalben entgegengebracht wurde, in berechnend-schlauer Weise Kapital zu schlagen. Er pflegte seine Verehrerinnen in Geldverlegenheiten ungeniert um „Kriegsbeisteuer“ anzugehen. So küßte er einmal die alte Lady Sandford, nachdem er ihr seine Schulden gebeichtet hatte, zärtlich auf die welke Wange.

„Um Eurer Galanterie willen sollt Ihr hundert Pfund haben,“ flüsterte die Lady.

Darauf versetzte der Schlaukopf: „Noch einmal so süß ist ein Kuß auf den Mund, Mylady!“

Und er drückte ihr rasch einen Kuß auf die Lippen.

Der Wink wurde von der Dame verstanden, und Eduard IV. erhielt für den „noch einmal so süßen“ Kuß den doppelten Preis, also weitere zweihundert Pfund. J. W.

